This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

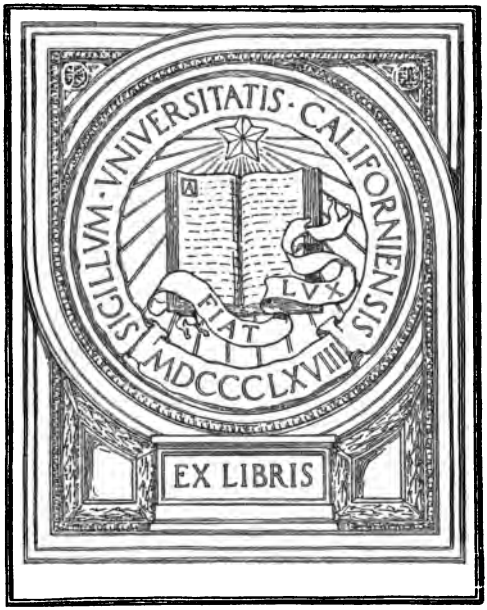
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
1885
G4C5

YC139614

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Die Cis-moll-Sonate

Es erſcheint gleichzeitig
eine engliſche, franzöſiſche und däniſche Ausgabe
Unbefugter Nachdruck wird verfolgt

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen

Die Cis-moll-Sonate

PT 1885
G4C5

PRESERVATION
COPY ADDED
MF 5/91

Buedach

„Die Ehegattin ein gefallnes Weib?“
Zum Federdegen fährt mir jäh die Rechte.
Meint Ihr, Herr Graf, daß ungerochen bleib'
Ein ſolcher Schimpf? Ich ſtell' mich zum Gefechte.

Iſt die Arena auch, die Ihr gewählt,
Ein ſtein'ger Boden, voll von glitſch'gen Lachen —
Wenn reiner Sinn den Ritter feit und ſtählt,
Soll Stein und Glätte ihn nicht ſtraucheln machen.

Halt aus, mein Pegaſus! Und dieſe Schrift
Leg' ich als Lanze ein. Nun zum Gewehre,
Preux chevalier! Seht, ob mein Stoß Euch trifft!
Mit Gott für Wahrheit und für Frauen-Ehre!

M78764

PT 1885
G4C5

PRESERVATION
COPY ADDED
MF 5/91

UNIV. OF
CALIFORNIA

Buedach

„Die Ehegattin ein gefallnes Weib?“
Zum Federdegen fährt mir jäh die Rechte.
Meint Ihr, Herr Graf, daß ungerochen bleib'
Ein ſolcher Schimpf? Ich ſtell' mich zum Gefechte.

Iſt die Arena auch, die Ihr gewählt,
Ein ſtein'ger Boden, voll von glitſch'gen Lachen —
Wenn reiner Sinn den Ritter feit und ſtählt,
Soll Stein und Glätte ihn nicht ſtraucheln machen.

Halt aus, mein Pegaſus! Und dieſe Schrift
Leg' ich als Lanze ein. Nun zum Gewehre,
Preux chevalier! Seht, ob mein Stoß Euch trifft!
Mit Gott für Wahrheit und für Frauen-Ehre!

M78764

Ich übergebe diese Erzählung, die mehr nur ein sozial-ethischer Essay in epischer Einkleidung sein will, der vornehmen Lesewelt, d. h. allen geistig Reifen und sittlich Befestigten, die auch den tieferen Menschheitsfragen, sobald die Behandlung derselben nur eine würdige und von jeder unkünstlerischen Nebenabsicht freie ist, ihre lebhafte Teilnahme nicht zu versagen pflegen.

Ein russischer Dichter hat es gewagt, in seiner auch in Deutschland weit verbreiteten „Kreutzer-Sonate" jedes Eheweib, das Kinder hat, eine gefallene Frau zu nennen. Es schien mir eine ritterliche Pflicht, für die Ehre der Mütter mit diesem Buche einzutreten. Die Frau und Mutter ist eine Heilige; nur das Weib, das der Lehre des russischen Schwärmers zustimmte, wäre gefallen — intellektuell gefallen.

Wenn eine gewisse Klasse sozialistischer Umstürzler die Heiligkeit der Ehe antastet, indem sie dieselbe durch „freie Liebe" ersetzen will, so thut dies nicht minder die Tolstoi'sche Doctrin, die die Ehe für sündhaft erklärt und überhaupt vernichten will. Beide Richtungen sind gleich verwerflich. In einer Zeit, da die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft wanken, da mit der Irreligiosität die wildeste Zweifel- und Spottsucht, die roheste Genußgier und Unsittlichkeit hereinbrechen, dürfte es nicht ganz unverdienstlich sein, gerade die kindergesegnete Ehe als den hauptsächlichsten Quell des Heils und der Sittlichkeit für Völker und Staaten nachzuweisen und auf den Abgrund hinzudeuten, dem der russische Sektirer und seine etwaigen Anhänger unvermeidlich entgegeneilen.

Potsdam, im Juli 1891.

Der Verfasser.

I.

Drei Personen saßen mir im Eisenbahn-Wagen gegenüber. Ich hatte rückwärts Platz genommen, um mich einigermaßen vor dem feinen Staube zu schützen, der durch das eine offene Fenster hereinwehte. Meine Mitreisenden schienen dieses Staubes nicht zu achten; sie waren vertieft in eine lebhaft geführte Unterhaltung, die mir als unbeteiligtem Zuhörer Gelegenheit bot, die Redenden in aller Gemütsruhe zu betrachten.

Eine der drei Personen war eine Dame, vielleicht schon Mitte der Dreißiger. Daß sie eine Jungfrau — keine junge Frau — war, hätte ich aus ihrem Wesen mit Sicherheit geschlossen, auch wenn sie ihren ledigen Stand im Laufe der Unterhaltung nicht mit eigenen Worten bekannt hätte. Entweder war sie eine Russin oder eine aus den russischen Ostseeprovinzen stammende Deutsche; sie sprach in dem harten, staccatoähnlichen Tonfall, der den Bewohnern jener Gegenden eigen ist. Ihr Anzug war von vornehmster Einfachheit; sie bewegte sich mit großer Sicherheit und verrieth die viel gereiste Dame, die mit Jedermann über jeden beliebigen Gegenstand unbefangen zu sprechen vermag, ohne je ihrer Würde etwas zu vergeben.

Der ältere Herr, der neben ihr saß — sie hatte den Platz am offenen Fenster inne — schien ein ausgedienter Schulmann zu sein. Er trug trotz der Wärme des Maitages einen dicken, bis unter das aus weißem Halstuch emporragende Kinn zugeknöpften Winterrock, eine philisterhafte dunkle Tuchmütze mit Tuchschirm, und Filzschuhe, deren Ränder mit lackiertem

Leder eingefaßt waren. Er sprach langsam, manchmal in langen, wohlgebauten Perioden, immer aber in dem anspruchsvollen Tone eines von seinen Zuhörern die unbedingteste Aufmerksamkeit verlangenden Magisters.

Am Fenster auf der andern Seite, das geschlossen war, flegelte sich ein junger Mann, in modischem, stark an einen „Gigerl" erinnerndem Frühjahrsanzuge; die lang von sich gestreckten Beine hatte er übereinandergeschlagen, und um seine Mundwinkel spielte dann und wann ein anmaßendes Lächeln, als ob er sich über die Äußerungen seiner beiden Nachbarn heimlich lustig machte und, nur um die Langeweile einer Eisenbahnfahrt zu kürzen, gelegentlich an der Unterhaltung mit einem dazwischen geworfenen Wörtchen Teil nähme. Seinen Strohhut hatte er ins Netz über seinem Haupte gelegt; von seiner niedrigen, blond umlockten Stirn leuchtete eine glatt verheilte, schon verblaßte Narbe, während eine noch frischere Narbe wie ein roter flammender Strich quer über seine linke Wange, vom Ohr bis zum Munde lief.

„Ich begreife nicht, mein Herr," sagte die Russin zu ihrem Nachbar mit der Mütze, „was Sie gegen Zola einzuwenden haben; ich gebe zu, daß einzelne seiner Schriften etwas scabreux sein mögen . . . nun, solche legt eben eine Dame von Erziehung einfach aus der Hand; das Meiste aber, was er erzählt, ist für reife Menschen doch unbedenklich, dabei äußerst unterhaltend, von packender Wahrheit und jedenfalls geeignet, die Welt eher zu bessern, als zu verderben . . ."

„Zum Beispiel die famose Nana," tönte es boshaft aus der anderen Ecke, wo der junge Mann mit den Schmissen ein wahres Ohrfeigengesicht schnitt.

Die Russin zuckte geringschätzig mit den Achseln.

„Dieses Buch wird immer gerade von den Deutschen als Schreckgespenst hingestellt, und jeder Deutsche scheint es gelesen zu haben; ich kenne es

nicht, und nach allem, was ich darüber auch in meiner Heimat gehört habe, werde ich es nie kennen lernen. Aber Germinal, das ist doch ein Werk, auf das die französische Dichtkunst stolz sein kann . . . kennen Sie Germinal, mein Herr?" wandte sie sich wieder an den Alten mit der Schirmmütze.

„Nein," gab dieser in ehrlichem Schrecken zurück. „Germinal? diesen Namen habe ich noch nie gehört. Ich lese überhaupt die Werke dieser Neueren nicht . . . was für Gewinn könnte ich davon haben?"

„Was für Gewinn?" wiederholte ein wenig gereizt die redegewandte Dame. „Mein Gott! nehmen Sie denn gar keinen Anteil an der mächtigen Bewegung der Geister, an den großen Tagesfragen, die die Welt erschüttern? Wenn Sie Zola nicht gelesen haben, mein Herr, wie können Sie ihn denn verurteilen?"

Der Gefragte lächelte; die Leidenschaftlichkeit seiner Nachbarin schien ihm Spaß zu machen. Dann fuhr er mit seiner behaarten, aberstrotzenden Hand über seine gewiß schon seit mehreren Tagen nicht mehr rasirten Lippen, wie um das unwillkürliche, aber seine schulmeisterliche Würde gefährdende Lächeln fortzuwischen, und sagte mit dem Tone eines Richters, der sein Verdikt verkündet:

„Ich verurteile nicht nur Ihren Herrn Zola; ich verurteile alles, was in den letzten fünf bis sechs Dezennien geschrieben worden ist. Wenn ich sage „verurteile", so ist dies freilich eine Metapher; — richtiger müßte ich sagen: ich kenne es nicht, ich achte es für Nichts, es ist für mich nicht vorhanden. Sehen Sie, mein verehrtes Fräulein, ich bin ein alter Mann und habe mich Zeit meines Lebens mit hausbackenem, kräftigem Brote ernährt; wenn mir nun jemand den Rat geben wollte, ich sollte hinfort statt des Brotes etwa Kuchen oder Zwieback oder Pfeffernüsse genießen, so würde ich solchen Rat ganz entschieden abweisen; Homer, Shakespeare, Goethe,

das ist mein tägliches Brod gewesen und soll es bleiben bis an mein seliges Ende."

„Ein Glück, daß Sie nicht zu Goethes Zeit gelebt haben;" klang es wieder aus der anderen Ecke, „nach Ihrer Theorie, die nur das Alte schätzt, hätten Sie ihn dann zum Zwieback oder zu den Pfeffernüssen rechnen müssen und nie kennen gelernt."

Der alte Herr warf nur einen kurzen strafenden Blick nach dem stutzerhaften Jüngling, der diese unehrerbietige Bemerkung gewagt hatte, dann sah er seine Nachbarin triumphierend an, als ob er erwartete, daß sie seinen so überzeugend begründeten Ansichten nun überwunden beistimmen würde. Doch die Dame lachte ein hartes, verächtliches Lachen:

„Gehen Sie mir mit Ihrem Goethe! Sein „Faust" — à la bonne heure, vor dem beuge ich mich in Bewunderung; das ist eine Dichtung, die einem das Herz weit macht; aber seine Romane, Gott soll mich bewahren! ich habe sie gelesen und bin vor Langeweile beinahe gestorben . . . ein veralteter, verschimmelter Geschmack! . . . An solchen zopfigen Sachen erwärmt sich das heutige Geschlecht nicht mehr . . . lesen Sie Dostojewski, Puschkin, Lermontow, Gogol, Pissemsky, Leo Tolstoi, da haben Sie mehr, unendlich mehr!"

Der Alte wiegte, überlegen lächelnd, seinen mächtigen Gelehrtenkopf; offenbar hörte er alle diese Namen zum ersten Male. Der Jüngling mit den Schmissen bemerkte spöttisch:

„Ein ganzes Lexikon von russischen Dichtern! Nur schade, daß man deren Werke nicht alle in deutscher Übersetzung haben kann; denn daß man, um sie zu verstehen, etwa russisch lernen sollte, das wird doch wohl ein billig Denkender nicht zu verlangen wagen."

„Nun, etwas Russisch wäre immer gewinnbringender als das öde Latein und Griechisch, mit dem man die Köpfe deutscher Studenten vergeblich anzufüllen

trachtet," flammte die in ihren heiligsten Gefühlen gekränkte Dame auf, indem sie sich kampfbereit gegen den naseweisen Jüngling wandte.

Es wäre nun vielleicht zu einem recht ernsthaften Wortgefecht zwischen diesen beiden gekommen, wenn nicht ein lauter, langer Pfiff der Maschine die Unterhaltung übertäubt hätte. Bald darauf minderte sich die Fahrgeschwindigkeit und wir liefen in den Magdeburger Bahnhof ein.

Der narbentragende Jüngling erhob sich und verließ, ohne weiter von uns Notiz zu nehmen, den Wagen; er schien einen höflichen Gruß gegen ihm unbekannte Mitreisende für ein albernes Vorurteil zu halten. Die Dame übersah den selbstbewußten Abgang dieses hoffnungsvollen Weltbürgers und fragte den alten Herrn:

„Wie heißt die Station?"

„Magdeburg", lautete der Bescheid.

Hastig schnellte sie von ihrem Sitze empor. „Mein Gott! dann bin ich ja für heute schon am Ziele." Sie raffte ihr Handgepäck zusammen, reichte es einem herbeigewinkten Träger hinaus und schied von uns mit würdevollem Kopfneigen.

„Eine merkwürdige Person!" brummte der Alte, sich gegen mich wendend, „offensiv und dennoch nicht unliebenswürdig; literarisch natürlich ungebildet, wie alle Frauen. Sie sprach da von einem Leo Tolstoi; kennen Sie diesen Autor? Ist es etwa derselbe, der in letzter Zeit so oft in den Journalen erwähnt wurde?"

„Gewiß"; versetzte ich, „es ist der Dichter von „Krieg und Frieden" und von „Anna Karenin", der Sonderling und Einsiedler von Jasnaja Poljana...."

„Der Seelenmörder, der mit seiner „Kreutzer-Sonate" das verabscheuungswürdigste Attentat auf das Glück der Menschheit verübt hat," ergänzte ein Dritter, der eben eilfertig zu uns hereingestiegen war und meine letzten Worte gehört hatte.

Befremdet blickte ich auf und sah einen mittelgroßen, ziemlich schlanken Mann von vielleicht fünfunddreißig Jahren, der seinen Stock und Regenschirm fast heftig ins Netz warf und dann den Platz einnahm, den der Jüngling mit den Narben soeben verlassen hatte. Er trug eine goldgefaßte Brille auf der aus einem hagern, knochigen, aber fein modellirten Gesichte vorspringenden römischen Nase; seine Augen schienen, so weit ich dies durch die Brillengläser zu erkennen vermochte, von grauer Farbe; sie blitzten lebhaft umher, und nachdem sie mich und den alten Herrn scharf gemustert hatten, richteten sie sich nach dem durcheinander wimmelnden Publikum auf dem Bahnsteige. Dabei befanden sich die Gliedmaßen des neuen Ankömmlings in fortwährender unruhiger Bewegung; seine Füße, die nur mit den Spitzen den Teppich des Bodens berührten, zitterten taktmäßig auf und ab, und seine Finger trommelten ungeduldig auf den Knieen.

„Endlich!“ rang es sich von seinen nervös zuckenden Lippen, als sich der Zug in Bewegung setzte. Er stellte nun das Trommeln mit den Fingern ein, nahm dafür aber seinen Stock wieder aus dem Netze und begann, dessen goldglänzenden Knopf zu poliren.

Es wäre mir schwer gefallen, die gesellschaftliche Spezies des mit einem hellgrauen Cheviot-Anzuge Bekleideten näher zu bestimmen. War er ein Geschäftsmann? ein Arzt? ein Zeitungsschreiber? Ich konnte darüber nicht ins Klare kommen; die Bemerkung über Tolstoi aber, mit der er sich so derb und polternd bei uns eingeführt hatte, nahm mich gegen ihn ein; ich fürchtete in ihm einen jener zudringlichen Reisegefährten, die uns nach den allerpersönlichsten Verhältnissen auszuforschen trachten, drehte ihm daher meine Seite zu und wandte mich wieder an den alten philiströsen Herrn.

„Sie sollten sich mit Leo Tolstoi doch etwas bekannt machen,“ hob ich in Wiederaufnahme des

unterbrochenen Gespräches an, „es würde Sie nicht gereuen; besonders seine jüngsten Schriften regen mächtig zum Denken an, auch wenn man nicht immer mit dem Mysticismus dieses sonderbaren, aber ehrlichen Mannes übereinstimmen kann."

„Nein, das kann man allerdings nicht," lachte der neu hinzugekommene Brillenträger höhnisch auf, „oder halten auch Sie vielleicht die Ehe für eine Schwäche, für einen Sündenfall?"

„Ich verstehe nicht," stotterte der gelehrte Herr, an den diese Frage gerichtet war, und dabei sah er mich so verdutzt und ängstlich an, als wenn er den Fragsteller für übergeschnappt hielte.

Ich mußte den Alten beruhigen. „Der Herr zielt offenbar auf Tolstoi's Kreutzer-Sonate," sagte ich erläuternd, „in der thatsächlich die eheliche Gemeinschaft als Sünde verworfen und das rein geschwisterliche Verhältnis zwischen den Gatten als Ideal hingestellt wird."

„Die Ehe soll vom christlichen Standpunkt aus nicht eine Erhebung, sondern ein Fall sein;" ergänzte der Unbekannte, „nun, ich weiß nicht, ob einer der Herren verheiratet ist; trifft dies aber zu, dann empfehle ich ihm, sich bei diesem russischen Sittenreformator zu bedanken." Er hatte seinen Stock am Zwingenende gefaßt und ließ das Knopfende so wuchtig durch die Luft sausen, als gälte es, einen unsichtbaren Gegner niederzuschlagen.

Der Alte nickte mit dem Kopfe:

„Ja, ja; diese Neuesten wollen um jeden Preis originell sein und doch wärmen sie immer nur den alten Kohl auf. Jener russische Asket scheint da etwas zu empfehlen, was sich im Laufe jeder Ehe ja ganz von selber einstellt . . . Philemon und Baucis haben zuletzt doch sicher als Geschwister gelebt. Man kann aber das Leben nicht vom Ende her anfangen. Herr Tolstoi scheint den Frühling abschaffen und den Menschen den Rat erteilen zu

wollen, daß sie gleich mit dem Winter beginnen sollen; das ist einfach wider die Natur."

„Eine Narrheit ist es, ein Faustschlag in das Antlitz des gesunden Menschenverstandes!" verschärfte der Brillenträger das Urteil des Vorredners.

„Sie vergessen, meine Herren," wagte ich bescheiden einzuwenden, „daß Tolstoi einerseits auf dem rein biblischen Standpunkte steht, andererseits ein begeisterter Verehrer Schopenhauers ist. Er behauptet, daß sich seine in der „Kreutzer-Sonate" gepredigte Lehre mit der Lehre des Evangeliums und mit den letzten Schlüssen der Philosophie und Wissenschaft deckt."

„Was hätte die Bibel mit einer solchen Theorie zu thun?" fragte unwillig der Alte.

„Nun, ich weiß nicht, wie weit Sie bibelfest sind ..."

„Bibelfest wie ein Theologe;" unterbrach er mich, „ich bin nicht umsonst vierzig Jahre lang Schulmann gewesen."

„Dann möchte ich Sie auf Vers 11 und 12 des 19. Matthäus-Kapitels hinweisen."

Er sann einen Augenblick nach; dann, als er das im Gedächtnis Gesuchte gefunden zu haben schien, sagte er:

„Aha! die bekannte Stelle! „Wer es fassen mag, der fasse es." so lautet der Schlußsatz. Nun, mein verehrter Herr — ich sehe zu meiner großen Genugthuung, daß Sie in der Schrift gut bewandert sind — diese Stelle ist mir von je immer recht zweifelhaft erschienen; ich möchte nicht entscheiden, ob Christus diese Worte, so wie sie da stehen, gesprochen hat, oder ob sie ihm nicht vielmehr durch Spätere in den Mund gelegt worden sind. Eine bedingungslose Verurteilung der Ehe kann Der nicht gewollt haben, der selbst an den Hochzeitsfreuden zu Kana teilnahm, und ein rein geschwisterliches Verhältnis der Ehegatten kann nicht nach dem Sinne Dessen gewesen sein, der die Kinder lieb hatte, diese holden Blüten am Baume einer gesegneten Ehe."

„Wie kann sich ein christlicher Asket — in dem Beiworte selbst liegt schon ein Widerspruch gegen das Hauptwort — auf die heilige Schrift berufen?" fiel der Unbekannte leidenschaftlich ein, „kennt denn Herr Tolstoi jene Perlen aus dem Schatze der Psalmen nicht?: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk; wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben; wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat!" Und seine Stimme noch mehr erhebend, zitierte er weiter: „Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Ölzweige um deinen Tisch her."

„Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet," fügte der Alte andächtig hinzu, der jetzt einen schon halb versöhnten Blick nach seinem Nachbar warf.

„Wie sollte Tolstoi diese köstlichen Verse nicht kennen?" suchte ich den erregten Rezitator zu beruhigen, „ist Tolstoi doch selbst ein Dichter, der aus diesem Jungbrunnen reinster Poesie gewiß manchen tiefen und erquickenden Trunk gethan hat; er würde nur, wenn er hier zwischen uns säße, wahrscheinlich diese Berichtigung der Lehre Christi durch das Alte Testament für ein Hysteronproteron, für eine anachronistische Umkehrung erklären, denn Christus hat ja gerade das Gesetz berichtigt, indem er es „erfüllte", und nicht darf er seinerseits durch das Gesetz der Alten berichtigt werden. Daß die Art und Weise, wie Tolstoi jenes Wort Christi: „wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen," in seiner „Kreutzer-Sonate" illustriert, nicht so ganz wider das Evangelium und wider die Forderungen einer gewissen Philosophie läuft, beweist doch wohl der Umstand, daß gerade dieses Werk von den Deutschen, denen man Religiosität und Neigung zum spekulativen Denken nicht absprechen kann, mit außerordentlich starkem Interesse gelesen worden ist."

„Und noch heute gelesen wird," versetzte der Unbekannte. „Jawohl, diese Deutschen! diese kritischen Berliner! und besonders diese bildungheuchelnden Berlinerinnen! denn gerade der weibliche Teil der Residenzbewohner erquickt sich heimlich an diesem Machwerke! Ich bitte Sie um Gottes willen; glauben Sie denn, daß da irgend ein tieferes Interesse an dem verhandelten Probleme vorliegt? Nur das Heikle desselben reizt die Neugier dieser Klasse von Lesern. Was dem deutschen Schriftsteller auch nur leise anzudeuten ohne Widerrede verboten ist, das wird von diesen Russen und Franzosen mit kühner, rücksichtsloser Hand entschleiert, zergliedert, in Atome zerfasert, und jedes Atom wird unter die Lupe eingehendster Betrachtung gebracht, und gerade diese litterarische Anatomie des Unberührbaren und Unaussprechlichen verlockt die prüden Leserinnen, die in der Heimat nur eine Familienblatt-Litteratur aufkommen lassen, sich mit Russen und Franzosen zu beschäftigen und ihnen Kränze zu winden. Oh, diese erbärmliche, heuchlerische, nichtswürdige Welt! Meinen Sie, daß auch nur Einer dieser flachen und naschhaften Leser der „Kreutzer-Sonate" hinterher sein eheliches Verhältnis nur als ein rein geschwisterliches aufgefaßt hat? Meinen Sie das?"

„Ich weiß nicht, ob die Wirkung jenes Buches so stark und überzeugend ist, halte aber nicht für ausgeschlossen, daß es doch hier und da in eine Atmosphäre von Sinnlichkeit und Gedankenlosigkeit wie ein kurzes luftreinigendes Gewitter hineingefahren sein kann."

„Es vermag leider noch mehr, unendlich viel mehr! Gerade die Edelsten, die Ernstesten und Gewissenhaftesten vermag es zu Grunde zu richten."

„Mir fällt da ein," bemerkte der Schulmeister, „daß ich neulich von einem gewissen Stetter gelesen habe, der durch die Lektüre eines dieser neueren Romane zum Mörder geworden sein will ... am Ende war da jene „Kreuzer-Sonate" gemeint."

„Jawohl, mein Herr, sie war gemeint," bestätigte der Unbekannte, „und dieser Stetter will nicht nur,

wie Sie sich auszudrücken beliebten, zum Mörder geworden sein: er ist zum Mörder durch dieses verfluchte Buch geworden, zum Doppelmörder!"

„Sie kennen ihn?" fragte ich überrascht, obgleich ich mich nur ganz unbestimmt des erwähnten Falles erinnerte.

„Ich selbst bin Stetter ... Dr. Oskar Stetter," gab der Unbekannte zur Antwort.

II.

Der alte Pädagog, der, durch die Bibelkenntnis seines Nachbars bestochen, mit diesem schon in seinem Herzen Frieden und Versöhnung gemacht haben mochte, rückte blitzschnell bei diesem unerwarteten Bekenntnis ganz dicht an das offene Wagenfenster heran, um einen möglichst weiten Zwischenraum zwischen sich und dem unheimlichen Mitreisenden herzustellen. Auch ich schaute etwas mißtrauisch nach dem Manne, der sich uns als Doppelmörder vorzustellen für gut befunden hatte; ich sagte mir heimlich: „Trau, schau, wem! er will uns wohl nur mystifizieren; wer zwei Morde auf dem Gewissen hat und dies selbst bekennt, sitzt doch in preußischen Landen gewöhnlich hinter Schloß und Riegel und fährt nicht auf der Eisenbahn spazieren, um andere Leute in Angst und Schrecken zu versetzen." Dem vorgeblichen Dr. Stetter war aber das Blut so jäh in das fein gemeißelte hagere Antlitz geschossen, und seine Züge hatten plötzlich einen so gequälten Ausdruck bitterster, unfruchtbarster Reue angenommen, daß ich gegen meine eigenen Zweifel wieder zweifelhaft wurde und unsicher fragte:

„Können Sie uns nicht etwas näheres über diese Sache mitteilen? Das, was man davon erfuhr, war so völlig ungenügend."

Der Gefragte seufzte tief auf; dann krampfte er beide Hände um den vergoldeten Stockknopf und stemmte den Stock zwischen beiden Knieen so fest auf

den Boden, daß er sich mit dem Kinn auf die Hände stützen konnte.

„Was hätte ich noch zu verschweigen?“ hob er trübselig an, „die Zeitungen haben sich längst meiner That bemächtigt und sie urbi et orbi bekannt gegeben . . . freilich in so entstellter, unzutreffender Weise, daß eine Richtigstellung durch meinen eigenen Mund einmal nichts schaden kann.“

Die letzten Worte hatte ich kaum noch zu verstehen vermocht, denn der gellende Pfiff der Maschine tönte wieder durchs offene Fenster. Wir hatten den Bahnhof Burg erreicht, der Zug hielt still und der alte Schulmann kramte hastig seine sieben Sachen zusammen, um uns, wie es den Anschein hatte, recht erleichterten Herzens zu verlassen.

„Ich besuche hier ein Enkelkind, das auf den Großpapa mit Ungeduld wartet;“ sagte er im schmunzelnden Vorgeschmack des Wiedersehens, „wünsche allerseits eine recht angenehme Reise.“ Auf das Beiwort „angenehme“ legte er einen besonderen Nachdruck, und dabei streiften seine pfiffigen Äuglein so bedeutungsvoll die Gestalt des Doktors, daß die leicht ironische Färbung seines Wunsches für mich nicht zu verkennen war.

„Leben Sie wohl, mein Herr,“ erwiderte ich den Gruß, „und empfehlen Sie mich unbekannter Weise Ihrem Enkelkinde, dessen Geschlecht sie uns nicht einmal verraten haben.“

„Ein Mädchen, ein frisches, blühendes Mägdlein von 16 Jahren . . . da ist sie schon!“ rief der im Aussteigen Begriffene, und er hatte kaum die Füße auf den Bahnsteig gestellt, als ihm ein reizender Backfisch an den Hals flog und ihm mit dem jauchzenden Gruße „Lieber Großpapa!“ die erdbeerrothen Lippen auf die Bartstoppeln drückte.

Dr. Stetter, der auf des Schulmanns Platz gerückt war, betrachtete das Pärchen in sinnendem Schweigen; dann murmelte er, mitleidig mit dem

Kopfe nickend: „Mag dieses liebliche Kind bewahrt bleiben vor den Theorien der „Kreutzer-Sonate"! Mag der Gifthauch des russischen Sittenverderbers nie dieses blühende Leben berühren!"

Der Zug bewegte sich wieder. Wir waren allein im Wagen geblieben.

„Sie sagten vorhin," fuhr der Doktor, plötzlich den Ton wechselnd, fort, „daß sich Tolstois Lehre mit den Hauptsätzen der pessimistischen Philosophie decke . . ."

„Entschuldigen Sie," fiel ich ihm ins Wort, „nicht ich, sondern Tolstoi selbst behauptet dies."

„Das beweist, wie unklar oder wie bewußtlügnerisch dieser Finsterling zu Werke geht; er führt den Namen Eduard von Hartmanns im Munde und weiß nicht oder hat nicht verstanden, daß gerade der aufgeklärte und vornehme Pessimismus die Ehe in des Wortes erschöpfender Bedeutung aufs entschiedenste fordert. Nach Hartmann ist das vollendete Menschentum niemals auf der Seite des einen Geschlechtes zu suchen; nur in der Vereinigung, in der polarischen Ergänzung und innigen Wechselwirkung zweier Individuen verschiedenen Geschlechtes wird nach ihm durch dauerndes Ineinanderleben eine Abschleifung der entgegengesetzten Einseitigkeiten und eine zusammengehörige Totalität erzeugt, aus welcher das Bild des vollendeten Menschentums hervorleuchtet, nicht als individuelle Einzelexistenz, sondern als Idealbild der sich ergänzenden Zusammengehörigkeit gegensätzlicher Typen. Bemerken Sie wohl, dieses völlige Ineinanderleben ist nur bei dauernder, unzertrennlicher Vereinigung möglich, und so ist auch die Ehe die Vorbedingung für jede gemeinsame Verwirklichung der Sittlichkeit in ihrer vollendeten Gestalt, und schon aus diesem einen Grunde würde die Tolstoische Beseitigung der Ehe die Realisierung der sittlichen Idee aufs heilloseste schädigen."

Innenflächen hin — „das Blut eines Mitmenschen vergossen und mein armes, ob dieser Schandthat entsetztes Weib in ein frühzeitiges Grab gestoßen.“

Teilnehmend, aber nicht ohne heimlichen Schauder blickte ich mein zerknirschtes Gegenüber an.

„Sie entsetzen sich vor mir;“ fuhr er, schmerzlich lächelnd, fort, „oh, leugnen Sie es nur nicht! auch Sie huldigen der Ansicht Nietzsche's, daß fürchterliche Erlebnisse zu raten geben, ob der, welcher sie erlebte, nicht selbst etwas Fürchterliches ist.“

„Nein, Herr Doktor, ich richte nicht vorschnell, denn ich vermag nicht, wie der Allwissende, Herzen und Nieren zu prüfen und die Schwere der Gewichte zu beurteilen, die in einem gegebenen Falle den Willen des Menschen ausgelöst haben. Ich begreife nur nicht recht, wie Sie nach dem, was Sie gethan haben wollen, mir hier so ruhig und unangefochten gegenüber sitzen; die hiesigen Behörden haben doch sonst recht scharfe Sinne und einen langen Arm.“

„Es ist auch unbegreiflich; oder, richtiger ausgedrückt, es ist die nur zu begreifliche Folge unserer unbegreiflich verkommenen, verrotteten Zustände. Unsere Zeit ist krank, und so ist auch unsere Rechtspflege angesteckt und bietet nur noch ein pathologisches Interesse. Doch Sie können mich nicht verstehen, wenn Sie nicht mein Leben und meine Geschichte kennen. Sie ist schrecklich, namenlos schrecklich! Die Geschichte selbst ist noch weit schrecklicher als ihr Ende.“

Er schwieg einen Augenblick und sah durch die Fensterscheibe hinaus nach den vorüberfliegenden Telegraphenstangen, die von Zeit zu Zeit aus einer Wolke von Staub und Maschinenqualm blitzartig auftauchten; dann drehte er sich mir wieder zu und fuhr fort:

„Sie sollen erfahren, wie und weshalb ich heiratete, und was ich bis zu meiner Heirat war. Ich bin der einzige Sohn eines Landpredigers, der

auf einer magern Pfarre saß und erst kurz vor seinem Tode ein kleines Kapital erbte, das mir dann zufiel und mich in den Stand setzte, das Weib meiner Wahl vor den Traualtar zu führen. Denken Sie nicht gering von dem Hause, in dem meine Wiege stand; auch ein Lessing, auch ein Friedrich Nietzsche, wurde in einem protestantischen Pfarrhause geboren; zu engherziger, unduldsamer Rechtgläubigkeit bin ich nicht erzogen worden; mein Vater war ein Mann von weitem Ideenhorizonte, er legte keinen entscheidenden Wert auf Formeln und Formenwesen, dafür festigte und pflegte er aber in mir jede Art von Religiosität, sie mochte sich geben, wie sie wollte, und so bewahrte er mich vor den tölpelhaften Doktrinen des Materialismus und der albernen Überhebung jener naturwissenschaftlichen Katheder-Schreihälse, die den letzten Grund der Dinge aus ihren Retorten und Schmelztiegeln herausdestilliert zu haben vermeinen. Ich ging zur Universität, studierte Philosophie, Geschichte und Literatur, machte meinen Doktor und wäre später wahrscheinlich verhungert, wenn mir nicht eben jenes unerwartete Erbteil in den Schooß gefallen wäre.

Wenn der Posdnischew der „Kreutzer-Sonate“ ausschweifend gelebt hat, wie dies, nach seiner Behauptung alle sogenannten anständigen Leute seiner Kreise thun sollen, so muß ich von mir das strikte Gegenteil behaupten: ich lebte enthaltsam, zurückgezogen und nüchtern; meine bescheidenen Mittel gestatteten mir keine Ausschreitungen, und ich trug auch kaum nach solchen Verlangen, da mich ein unstillbarer Wissensdurst verzehrte, und ich keine höhere Lust kannte, als aus den Quellen der Erkenntnis zu schöpfen und den befruchtenden Thau derselben auf den heißen und schmachtenden Acker meines Geistes zu leiten. So war ich weder ein Verführer, noch lebte ich jenes nur mäßig-liederliche Leben, das Tolstoi als die allgemein für anständig gehaltene Lebens-

weise junger gebildeter Leute erklärt. Es wurde mir um so leichter, jede Ausschweifung zu vermeiden, als ich Studiengenossen hatte, die sich mit mir in nahezu gleichen Verhältnissen befanden; wir besuchten die Vorlesungen, — speisten in einer billigen Winkelkneipe gemeinsam zu Mittag und machten an den Sommerabenden weite Spaziergänge, auf denen wir unsere wild schwärmenden Gedanken austauschten, während wir an den Winterabenden in einer unserer „Buden" zusammenkamen, um denselben geistigen Sport zu treiben.

So blieb ich rein und durfte mich mit gutem Gewissen einen moralischen Menschen nennen, und wenn jener Russe die jungen Männer durchaus nur als Wüstlinge und Dirnenjäger schildert, so mag das vielleicht für Rußland seine Geltung haben — ich kenne das russische Leben nicht — für uns trifft es aber nicht zu; es giebt in Berlin (dort habe ich studiert) zahllose gebildete Jünglinge, die den Verlockungen der Sinne den tapfersten Widerstand leisten — „tapfer" ist eigentlich nicht das rechte Wort, denn es kostet diese jungen Leute kaum einen Kampf, um zu widerstehen; sie kennen einfach die Verlockungen nicht, da ihr Fuß nie auf Wegen geht, an denen die Tempel des Astartekultus errichtet stehen. Unsere „goldene Jugend" freilich, ja, die ist verdorben und verfault bis in die Wurzel; für sie gilt als Moral nur die Wahrung des Scheines, die Vermeidung des öffentlichen Ärgernisses um jeden Preis; im Geheimen aber läßt sie ihren unnatürlichen Begierden um so schamloser die Zügel schießen.

Sie stimmen mir zu? Ja? Nun, sehen Sie, wenn Sie den Schatten nicht leugnen, dann werden Sie auch zugeben, daß es irgendwo noch Licht geben muß; das Licht leuchtet noch hell und rein in unsern einfachen schlichtbürgerlichen Kreisen, die sich mit bescheidenen Mitteln noch säuberliche, von jedem bittern Nachgeschmack freie Sonntagsvergnügungen zu machen

wissen; wo es noch frische, muntere, junge Mädchen giebt, mit denen die jungen Männer natürlich und unbefangen verkehren; wo der Mann noch den Duft der Weiblichkeit einzuatmen vermag, ohne daß ihm gleich die Reinheit des Denkens und Empfindens getrübt wird. Aber freilich, diese bescheidenen Kreise kommen heute weniger denn je zur Geltung; heut führt der gewissenlose, brutale Protze das große Wort und mit seinen raffinierten Genüssen, die nur das Raubtier in ihm verraten, giebt er der Welt das Beispiel . . . Die Gesellschaft wird schreckliche Wandlungen, fürchterliche Stürze und Zertrümmerungen, vielleicht gar noch jenes Zuchthausleben durchmachen müssen, das ihr wüste Gleichheitstölpel und anarchistische Bluthunde als lieblich schmeckende Panacee anpreisen, bis sie sich aufraffen und den Lug, die Heuchelei, den Mammonsdienst, die Lasteranbetung abschütteln und die entthronte Natur, die verlernte wahre Frömmigkeit, wieder in ihr Herrenrecht einsetzen wird. Der sinnverwirrende, uns jeden Haltes beraubende Wirbel, der uns gegenwärtig umtreibt, ist schrecklich, schrecklich, schrecklich! In diesem Pfuhl von Irrtum und Lüge und Heuchelei bin auch ich untergegangen, und heute, wo ich erkenne, was das wahre Heil ist, heute ist es zu spät; ich habe mein Glück gemordet und der Verderber, der mich zum Morde antrieb, heißt Leo Tolstoi.

III.

Tolstoi's „Kreutzer-Sonate" ist es gewesen, die meine Vernunft chloroformierte und mir auf Edens Schwelle den Fuß lähmte, so daß ich nicht eintrat in das Paradies einer wirklichen Ehe, sondern trotz meiner Vermählung draußen blieb in der Leib und Seele zerrüttenden Hölle einer unnatürlichen, wahnsinnigen, selbstmörderischen Entsagung. Mir war jenes verderbliche Buch in die Hände geraten, als

ich mich eben verlobt hatte mit einem Mädchen, so rein wie ein Bergquell, so schön und lieblich wie eine Heckenrose. Ich lernte Agnes im Zoologischen Garten kennen, wohin sie mit ihrer Mutter, einer ehrbaren, verständigen Beamtenwittwe, eines Sontages ihre Schritte gelenkt hatte. Es war ein wonniger Mai-Abend; der fast volle Mond hing am Himmel, und balsamischer Blumenduft schmeichelte den Sinnen. Durch Zufall waren wir neben einander geraten, und der kleine Dienst, den ich den beiden Frauen erweisen konnte, indem ich ihnen ein paar Stühle zum Ausruhen erkämpfte, wurde zum Vermittler unserer näheren Bekanntschaft. Ich hatte mich ihnen vorgestellt, und gar süß klang mir von Agnes' Lippen die Anrede: „Herr Doktor." Die Mutter fragte mich, ob ich Mediziner wäre. Ich verneinte und fügte, mich selbst verspottend, hinzu: ich hätte aber auch als Doktor der Philosophie die beste Anwartschaft auf den Hungertod. Da lachte die Tochter und zeigte das ganze Geschmeide ihrer bläulich-weißen, kerngesunden Zähne; ihr war jede Verstellung, jede Spekulation auf einen Mann, fremd. Daß ich als mittel- und stellenloser Gelehrter keine Frau ernähren konnte, war der bedächtigen Mutter jedenfalls sofort klar geworden; trotzdem behandelte sie mich freundlich und wohlwollend; sie schien an mir Gefallen zu finden; es mochte sie zu meinen Gunsten bestochen haben, daß ich aus meiner ziemlich aussichtslosen Lage kein Hehl machte und den Damen gegenüber nicht die schwindlerische Rolle eines reichen, zu den höchsten Erwartungen berechtigenden jungen Mannes spielte, was ja, wenn ich schlechte Absichten gehabt hätte, mir für meine Zwecke viel dienlicher hätte erscheinen können. Wir machten an jenem Abende noch einen Rundgang durch den Garten; dann begleitete ich Mutter und Tochter nach Hause und bat bei meiner Verabschiedung um Erlaubnis, den Damen nächstens meinen Besuch machen zu dürfen. Das wurde mir

ohne Bedenken gestattet, und wir trennten uns, nachdem mir Agnes noch unbefangen zugenickt hatte.

Ich würde lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mich die Frau — nicht eine bestimmte Frau, sondern die Frau im Allgemeinen — jemals als ein süßes Etwas gequält hätte. Ich habe nie bei dem Gedanken gelitten, daß es noch ein anderes Geschlecht gab. Wenn der Tolstoi'sche Posdnischew schon als vierzehnjähriger Schlingel so verdorben war, daß ihm seine Einsamkeit nicht mehr zum Segen gereichte, daß er sich, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, „quälte", wie sich seiner Versicherung nach fast alle Knaben quälen sollen, so muß ich gestehen, daß ich für diese Art russischer männlicher Jugend kein Verständnis habe. Ich hatte schon manches schöne Weib gesehen; meine eigene, zu früh verblichene Mutter war eine Schönheit gewesen, ebenso galt eine meiner Basen, mit der ich im Elternhause Jahre lang in ausgelassenster Kinderweise gespielt hatte, für ein auffallend hübsches Mädchen. Berlin ist überreich an verführerischen weiblichen Erscheinungen; aber nie hatte eine solche meine Pulse schneller pochen gelassen; der Anblick einer hübschen anständigen Frau oder Jungfrau wirkte immer nur wie ein unerwartetes Glück, wie ein Segen auf mich — ich wurde innerlich froh und von dankbaren Gefühlen gegen die Allmutter Natur bewegt, daß sie so holdseligen Wesen das Leben gegeben hatte; begegnete ich aber einer gefallenen Schönen — und wer sieht solche nicht täglich zu Hunderten in Berlin? — dann befiel mich allemal ein Ekel, und ich wandte mich heimlich schaudernd ab; ich begriff nicht, wie ein Mann sich an solche Geschöpfe wegwerfen könnte; Dirnen waren mir widerlicher als Spinnen und Kröten.

Auch jetzt, da ich Agnes kennen gelernt hatte und sie nach meinem schon am andern Tage ausgeführten Besuche nun öfters wiedersah, war der Gedanke an das hübsche, mich ungemein fesselnde Wesen durchaus

kein sinnlich quälender, sondern ein wohlthuender, befreiender, alles Trübe und Mißmutige in mir auflösender; ihr Bild tauchte in meiner Phantasie stets wie ein Sonnenstrahl auf; es wurde hell in mir und alle Schwierigkeiten auf meinem Lebenswege, die mir sonst wie Chimborassos vorgekommen waren, erschienen mir nur noch wie niedere Maulwurfshügel, deren Ueberwindung kaum irgend welchen Aufwand von Kraft erfordern würde.

Daß die physische Nähe dieses Mädchens trotzdem nicht ohne Einfluß auf mein Nervensystem blieb, das versteht sich ja von selbst, reagiert doch jeder gesunde junge Mann auf weibliche Schönheit und Anmut; nur war dieser Einfluß kein sittlich bedenklicher. Ich empfand nur eine Steigerung meines körperlichen und seelischen Wohlbefindens, wenn ich mit Agnes zusammen war; die Atmosphäre, die sie umgab, der reine, jungfräuliche Duft, den sie aushauchte, erzeugte mir immer die Empfindung, als ob ich etwas Heiligem und Unnahbarem gegenüber stände; ich wurde feierlich gestimmt, fühlte mich in erhöhtem Grade zu allem Guten und Schönen befähigt und wäre nimmer auf einen Gedanken gekommen, dessen ich mich zu schämen gehabt hätte. Sie trug weder jene Jersey-Stoffe, die der Held der „Kreutzer-Sonate“ so verführerisch gefunden hat, noch trieb sie mit nackten Armen und Schultern eine berechnende und wohl nur für niedere, grobsinnliche Naturen verhängnisvolle Schaustellung; ihre Reize versteckten sich im Gegenteil meist hinter einem einfachen, sittsamen Kattunkleide, dessen Frische und Sauberkeit mir wie ein unentbehrliches Zubehör zu ihrer tadellosen, durch keine Toilettenkünstelei angekränkelten Erscheinung zu gehören schien. Wenn jener russische Romanheld, dessen Lehre mich so bald bethören sollte, von den Frauen behauptet, daß sie sehr gut wüßten, wie auch die nach Ansicht der Männer allererhabenste und poetischste Liebe nur von der

körperlichen Nähe, der Haartracht und dem Schnitte des Kleides der Frau abhänge, so hat er doch wohl nur sehr untergeordnete Weiber, Mädchen zweiter und letzter Klasse, im Auge gehabt; auch seine Versicherung, daß sich ein Mädchen in Gegenwart des Geliebten viel lieber einer Lüge, einer Härte oder Sittenlosigkeit überführen ließe, als daß sie sich ihm in einem häßlichen Gewande zeigte, beweist nur, daß er einer höheren Gattung weiblicher Wesen überhaupt nie begegnet ist; Agnes würde die kleinste Beeinträchtigung ihrer Würde und Hoheit wie eine Vernichtung empfunden haben, während sie es ziemlich unbefangen hingenommen hätte, wenn sie einmal zufällig in einem schlecht sitzenden Kleide von mir überrascht worden wäre; sie wußte wohl instinktiv, daß die Schönheit der Seele die der äußeren Erscheinung bei weitem überstrahlt, und daß es auch eine körperliche Schönheit der Jungfrau giebt, die selbst durch ein unkleidsames, schlecht sitzendes Gewand kaum beeinträchtigt wird, im Gegenteil, vielleicht nur noch einen kleinen Reiz mehr gewinnt.

In diesen vom zufälligen Schmuck der Toilette durchaus unabhängigen körperlichen und seelischen Zauber des jungen Mädchens verliebte ich mich nach und nach so stark und heftig, daß ich die Frage zu wälzen begann, ob ich es denn wagen dürfte, um ihre Hand zu werben. Und kaum hatte ich mir diese Frage zum ersten Male klipp und klar gestellt, als ich auch schon fühlte, daß ich sie garnicht mehr mit einem Nein beantworten konnte. Obgleich meine Zukunft noch völlig unentschieden war und so zu sagen noch in der Luft schwebte, eilte ich doch unaufhaltsam zu Agnes' Mutter und trug ihr meine Wünsche und Hoffnungen vor. Die alte Dame verschwieg nicht ihre Bedenken hinsichtlich unserer beiderseitigen Vermögenslosigkeit; als ich aber erklärte, daß ich Mann genug wäre, um für Erringnng eines so hohen Preises alle meine geistige und körperliche Kraft

erfolgreich einzusetzen, daß ich schon Schritte gethan hätte, um mir die Schriftleitung des Feuilletons einer größeren Zeitung zu sichern, und daß ich, wenn sie das Glück ihres Kindes mir anvertrauen wollte, auch des Lebens Notdurft für uns Beide tapfer erkämpfen würde, da gab sie nach und stellte mir anheim, meinen Antrag direkt bei ihrer Tochter zu wiederholen. Agnes legte ohne Ziererei ihre Hand in die meine; ich zog sie an mich und sie barg errötend ihren lieblichen Blondkopf an meiner jubelnden Brust; dann, als sie den ersten Schreck des Glückes überwunden hatte, hob sie ihr Antlitz und sah mich aus großen, seelenvollen Augen innig und zuversichtlich an: „Wir wollen uns das Glück erstreiten, Oskar; wenn ich auch arm bin, ich habe einen anschlägigen Kopf und will dein fleißiger Kamerad sein; gieb mir nur eine, meinem Geschlechte und meinen Fähigkeiten angemessene Aufgabe und du wirst sehen, auch ich kann erwerben und die Vorratskammern unserer Häuslichkeit bereichern helfen!“

Ich küßte sie auf den kleinen, schön geschnittenen Mund und sagte: zum Erwerben wäre der Mann da; des Weibes Aufgabe wäre das Empfangen, das Verwalten und Sparen. Fast hätte ich hinzugefügt: und das Erziehen der Kinder; aber begreiflicher Weise unterdrückte ich diesen Zusatz. So wurde unser Bund geschlossen aus freier Wahl und gegenseitiger, aufrichtiger, reiner Liebe; weder die Berechnung der Mutter, noch die Kleiderkünste der Tochter hatten mich gefangen; gefangen hatte mich einzig und allein die ewig schaffende und immer neue Elemente zu neuen Verbindungen paarende Natur; meine Liebe war nicht das Produkt der Manipulationen von Schneiderin und Mutter, sondern die naturnotwendige Besiegelung meines durch den Weltprozeß vorherbestimmten Schicksals. Die Natur *will* die Ehe; wenn sie die Ehelosigkeit wollte, würde sie nicht verschiedene Geschlechter geschaffen haben, das

scheint mir sonnenklar. Nicht die Gesellschaft, nicht die Spekulation der Mütter, nicht die Eitelkeit und Neugier der Töchter sind die Faktoren, die den Mann zur Ehe verlocken; sein eigener, elementarer Ergänzungstrieb zwingt ihm, im geeigneten Weibe ein Komplement seines unvollständigen Ichs zu suchen, und wohl ihm! dreimal wohl ihm! wenn er es glücklich findet und sich so zum ganzen Menschen, zum Vollmenschen auswächst!

Was ich mit weit besser begründetem Rechte dieser unserer Gesellschaft vorwerfen könnte, ist, daß sie durch ihre thörichten Einrichtungen und Überlieferungen das rechtzeitige Eingehen der Ehe unseren jungen Männern leider meist ganz unmöglich macht und so die Sittlichkeit aufs heilloseste schädigt."

„Wie? Sie beklagen die zu späte Schließung der Ehen?" wandte ich ein, „heiratet denn heut nicht schon jeder flaumbärtige Handwerksgeselle, der sich kaum selber ernähren kann? Soll er etwa noch früher einen eigenen Heerd gründen, vielleicht schon als siebzehnjähriger Lehrling, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist?"

„Von dieser Menschenklasse rede ich nicht;" erwiderte der Doktor mit einer ungeduldigen Handbewegung, „diese Leute sind einfach unverständig und bedürften eines Vormundes, der sie von übereilten Schritten zurückhielte. Aber die jungen Männer der höheren Gesellschaft, der sogenannten gebildeten Klassen . . . wie steht es da? Bedenken Sie doch, ein Referendar, ein Offizier, ein junger Techniker, ein Bankbeamter, können diese Leute, wenn sie zur männlichen Reife herangediehen sind, an die Schließung eines Ehebundes überhaupt nur denken? Müssen sie nicht die beste, kräftigste Zeit ihrer jugendlichen Männlichkeit als Junggesellen vergeuden, sie gewissermaßen der Menschheit der Zukunft unterschlagen? Wie wenige derselben bewahren in dieser langen Periode ihrer ungestümen körperlichen Vollkraft und

leider gleichzeitigen wirtschaftlichen Unselbstständigkeit die Integrität der Sitten! Wäre hier nicht der Hebel einzusetzen zu einer Aufbesserung unserer Moral, zu einer Veredelung der ganzen menschlichen Rasse?"

„Ich wüßte nicht, wie das geschehen sollte. Sie müßten denn den Staat zwingen, jeden Beamten von Hause aus so hoch zu besolden, daß er auch schon als Anfänger eine Familie ernähren könnte."

„Nun, wäre das denn eine so unvernünftige Forderung? Man könnte ja das Heer der Beamten entsprechend verringern oder auch die Gehaltssätze der höheren Stufen dafür etwas herabmindern."

Ich schüttelte den Kopf und wollte eine Einwendung machen.

Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen und fuhr lebhaft fort:

„Sie scheinen das für unmöglich zu halten; gut! Ich meinerseits glaube daran; aber lassen wir diese Frage. Es gäbe noch andere Mittel zur rechtzeitigen Beseitigung der Ehehindernisse: eine vernünftigere Wertung des Geldes oder vielmehr des Verfahrens, Geld zu erwerben. Sie sehen mich fragend an; ich will deutlicher sein. Dem jungen Beamten, der ein kärgliches, ungenügendes Gehalt bezieht, wäre es oft ein Kleines, sich irgend welche Nebeneinnahmen zu verschaffen und sich so zur Gründung eines eigenen Heerdes befähigt zu machen. Aber das wird in unsern maßgebenden Kreisen nicht gewünscht; es gilt häufig sogar für nicht vornehm. Sie bezweifeln das? Aber, ich bitte Sie: denken Sie doch nur an unsere Offiziere, an unsere Assessoren; wie mancher derselben kommt mit dem, was er hat, nicht aus; dann spielt er und sucht durch Spielgewinne die Ebbe in seiner Kasse abzustellen, oder er macht Schulden in meliorem fortunam oder er heiratet einen Goldfisch, selbst wenn er ihn in einem Teiche fangen sollte, dessen Wasser oft recht trübe ist. Man macht ihm aus alledem keinen Vorwurf; höchstens

rümpft man in letzterem Falle in besonders ausschließlichen Kreisen heimlich die Nase. Wollte sich aber ein solcher junger Herr einfallen lassen, etwa durch Stundengeben oder — ich will es einmal derb ausdrücken — durch Holzhacken einen Nebenverdienst zu gewinnen, dann würde man ihn für entehrt halten und ein so unwürdiges Mitglied der Genossenschaft sofort in Acht und Bann erklären. Geld ausgeben, selbst leichtsinnig geliehenes Geld verschleudern, ja, das gilt für standesmäßig und gentlemanhaft; kompromittierend ist nur, Geld im Schweiße seines Angesichtes und in ehrlicher Weise zu erwerben."

„Sie übertreiben wohl ein wenig, Herr Doktor?"

„Nein, ich übertreibe nicht; ich nenne die Dinge nur beim rechten Namen, den auszusprechen man sich in Ihren Kreisen schon entwöhnt haben mag. Und was ist die Folge dieser falschen Wertung der Erwerbsarten?" fuhr er aufgeregt fort. „Die Unsittlichkeit! die nackteste, schamloseste Unsittlichkeit! Oder ist es nicht unsittlich, wenn ein Sohn gebildeter Eltern, vielleicht der Sproß einer altvornehmen Familie, eine Geldheirat schließt und einem Wesen seine Hand zum Bunde reicht, das, wenn es nicht vergoldete Finger hätte, er nur über die Schultern angesehen haben würde? Die Mütter der höheren Stände kennen diese Sachlage ganz genau: je weniger Mitgift ihre Töchter haben, in ein um so helleres Licht suchen sie die körperlichen Reize derselben zu stellen, um einen genau rechnenden und sich vorsichtig zurückhaltenden Junggesellen vielleicht doch noch zu übertölpeln. Wie? auch das wollen Sie nicht zugeben? Aber so sehen Sie sich doch nur ein solches durch geschäftigen Müßiggang systematisch verdorbenes Mädchen der höheren Stände einmal genauer an! Wird ihm nicht geradezu künstlich beigebracht, nur in der Bequemlichkeit und Vergnüglichkeit den Zweck des Daseins zu finden?

Wird es nicht gewaltsam untauglich gemacht, jemals die Pflichten einer hingebenden und selbstlosen Gattin zu erfüllen? Muß so ein geputztes und nur zur mehr oder minder diskreten Schaustellung seiner körperlichen Reize abgerichtetes Geschöpf, das sein kleines Spatzenhirn nur mit der Wissenschaft der Toilettenkünste angefüllt und sonst nichts, rein gar nichts gelernt hat, als etwas „Französisch oder die Besudelung einer Leinwand mit Ölfarben oder die Mißhandlung eines Bechstein — muß so ein unglückseliges, geistig bettelhaftes und auch physisch schon durch eine „Schnürleber" verkrüppeltes Geschöpf nicht jedes Glück der Ehe ruinieren, nicht den Mann, den es etwa zum Traualtar verlockt, sehr bald wieder zur Scheidung drängen? Dieses Elend verdanken wir der übertriebenen Wertung des Geldes und der auf alle Logik verzichtenden Rangordnung der Erwerbsthätigkeiten."

„Die Anklage wider den Mammon ist so alt, wie die menschliche Gesellschaft . . . Sie wollen doch nicht auch etwa das Geld abschaffen, wie jener Herr Bellamy, dessen fraubasenhafte Utopieen jetzt wie eine Kinderkrankheit grassiren?"

„Oh nein! so thöricht bin ich nicht. Geld läßt sich überhaupt nicht abschaffen, denn, wenn man kein Silber und Gold mehr ausmünzen wollte, dann würde man sofort irgend eine andere Sache als Zahlungs- und Tauschmittel benutzen, vielleicht Rinder und Schafe, — wie die biblischen Patriarchen ihre Kameele — oder Bernstein und Muscheln, oder vielleicht auch Weib und Töchter. Nein, man soll das Geld nicht verachten, wie es flache Volksbeglücker und ideologische Weltverbesserer thun. Im redlich erworbenen Gelde liegt eine heiligende Kraft; das soll man im Zeitalter kommunistischer Wahnvorstellungen nicht vergessen. Das Wort „Eigentum ist Diebstahl" ist eine verbrecherische Lüge, ein hirnverbrannter Unsinn. Nur ein erschwindeltes, er-

gaunertes Eigentum, das ist ein Raub am Gesamtbesitz; aber ehrlich erarbeitetes Gut ist ein Segen. Dem Golde kleben nicht nur schwere Versuchungen zu allerlei Laster und Niedertracht an; es birgt auch die Keime zur Entfaltung der herrlichsten Tugenden. Unsere streng humanistische Erziehung macht sich leider noch gar zu oft des Fehlers schuldig, den Reichtum nur als Fallstrick des Teufels darzustellen; sie sollte der Jugend neben der hohen und entscheidenden Bedeutung einer umfassenden Bildung auch den kaum zu überschätzenden, idealen Wert des durch Fleiß und Redlichkeit erworbenen Besitzes recht nachdrücklich zu Gemüte führen, dann würden eine Menge schiefer Ansichten und unreifer Urteile in den Kreisen der Unbemittelten beseitigt und der Haß gegen die Besitzenden, der jetzt überall unter der Asche der Halb- und Viertelbildung schweelt, durch vermehrte Einsicht erstickt werden."

„Ich freue mich, daß wir in diesem Punkte übereinstimmen, Herr Doktor; um so weniger kann ich mich aber Ihren vorigen Ansichten anschließen."

„Weil Sie meine Schicksale nicht erlebt haben; weil Ihnen noch nicht die Schuppen von den Augen gefallen sind; weil Sie die Welt und ihre Einrichtungen noch durch eine Verschönerungsbrille sehen, deren Gläser von der Überlieferung und Angewöhnung geschliffen sind. Ich habe mit jeder Tradition, mit jedem Vorurteil gebrochen; ich verachte alle jene Wesen, die sich mit dreister Überhebung die „Gesellschaft" nennen, und doch nur eine rudis indigestaque moles bilden, die aus Unverstand, Anmaßung und Heuchelei zusammengebraut ist. Damals freilich hatte meine arglose Seele noch keinen Raum für Haß und Verachtung; ich schwelgte in einem Meer von Wonne; ich war glücklicher, überglücklicher Bräutigam; ich hatte einen Schatz gehoben, der köstlicher, wertvoller war, als alle Krondiamanten der Welt: eine reine, unbefleckte Mädchenseele, die sich mir wie eine Blume

erschlossen hatte. Ich trat meine Stellung als Schriftleiter an und hatte gerade mit meiner Braut den Termin unserer Hochzeit für den nächsten Monat festgesetzt, als ich durch den plötzlichen Tod meines Vaters, der kurz vor seinem Ableben eine kleine Erbschaft gemacht hatte, in den unerwarteten Besitz dieser Erbschaft kam, die mir nun gestattete, unsere bescheiden geplante erste Einrichtung etwas reicher und vornehmer zu gestalten. In Anbetracht meiner Trauer verschoben wir unsere Hochzeit um ein halbes Jahr; dieses halbe Jahr benutzten Agnes und deren Mutter zur Anfertigung eines Schatzes von Haus- und Leibwäsche, zu dem ich die Leinwand und den Shirting aus meinen nun reichlicheren Mitteln selbst beschafft hatte. In jener Zeit, in der die Trauer um meinen zu früh dahingeschiedenen Vater noch in meiner Seele zitterte, verbrachte ich jede Stunde, die mir meine neue Thätigkeit freiließ, im Hause meiner Braut, der ich beglückt zusah, wie sie mit Scheere und Nadel geschickt hantierte. Natürlich sprachen wir vielfach über den Verlust, den ich kürzlich erlitten hatte, und Agnes konnte es gar nicht verwinden, daß es ihr nicht mehr vergönnt gewesen war, meinen Vater noch persönlich kennen zu lernen. Immer wieder gab sie diesem Bedauern einen innigen und mich lebhaft rührenden Ausdruck. Dabei hatte sie aber doch eine so ungesuchte Art, sich und mich zu trösten, sie offenbarte einen so unerschütterlichen Glauben und eine so kindlich-vertrauende Hingebung an die unbegreiflichen Schickungen der Allmacht, daß ich mich oft wider meinen Willen mit ihr auf das religiöse Gebiet verirrte.

Wenn ich sage, ich „verirrte" mich auf dieses Gebiet, so meine ich damit, daß im allgemeinen ein philosophisch geschulter Kopf es besser unterlassen sollte, mit einem in seiner Erkenntnisfähigkeit doch mehr oder minder begrenzten Mädchen über derartige Gegenstände zu plaudern. Was könnten sich auch

ein nur nach vernunftmäßigem Erkennen strebender Mann und ein in den Gefühlsschwelgereien und unklaren Ahnungen des religiösen Instinktes befriedigtes Weib in dieser Hinsicht einander noch zu sagen haben? Besten Falles klärt der Mann das Weib ein wenig auf, d. h. er verschlechtert es, er mindert den Zauber der Weiblichkeit, der gerade in einem Überschusse des Gefühls über den Intellekt besteht. Ein sogenanntes aufgeklärtes Frauenzimmer, dem jede Keuschheit und Innigkeit des religiösen Empfindens fehlt, und das mit männlich-derber Faust das Allerheiligste seines Herzens unter das Mikroskop kühler, nüchterner Verstandesbetrachtung zu bringen weiß, war mir von je ein Greuel. Trotzdem bereue ich es nicht, mit Agnes religiöse Fragen gestreift zu haben, denn ich gewann die frohe Überzeugung, daß sie eben so weit von unweiblicher Aufklärung, wie von starrem Buchstabenglauben entfernt war. Sie war wohl, ohne sich dessen recht eigentlich bewußt zu werden, ganz allmählich zu einer freieren Auffassung der kirchlichen Lehren gelangt; ihrem klaren, einfachen Wesen wäre es nun einmal zuwider gewesen, jemals das Opfer ihrer Überzeugung darzubringen; ihren Erlöser hatte sie als Freund und Tröster lieb gewinnen gelernt, und sie hatte den inneren Frieden gefunden in der festen, unerschütterlichen Zuversicht, daß es eine auch über dem geringsten Wesen wachende Allmacht, eine sittliche Weltordnung und eine allen Erdenjammer reichlich vergeltende Fortdauer nach dem Tode gebe.

Ich muß gestehen, daß mich, den Grübler, Forscher, Zweifler, dieser tiefe Friede einer Mädchenseele oft recht beschämte und mit einem Heimweh nach meinen eigenen, schon längst verwirkten Idealen erfüllte. Der Verkehr mit meiner Braut dämpfte meinen Erkenntnisstolz, der mir bisher so wenig, ach, so blutwenig sichere Resultate eingebracht hatte; ich wurde bescheidener, demütiger, milder gegen andere und strenger gegen mich selbst, und ich beschloß, den ehrlichen Ver-

such zu machen, ob sich ein ähnlicher Standpunkt, wie ihn meine Braut ganz ohne alle Anstrengung gewonnen zu haben schien, nicht im Wege des spekulativen Denkens auch für mich erkämpfen ließe. Das war die erste große Wendung in meinem Leben; sie hätte mir unfehlbar, so oder so, zum Heile gereichen müssen, wenn nicht bald darauf eine zweite, in ihren Folgen so fürchterliche Wendung hinzugekommen wäre.

Vorerst ging ich darauf aus, ein wirklich christliches Leben zu führen, nicht im Sinne der Erfüllung rein äußerlicher Formen, sondern im Sinne der Haupt- und Grundlehren des Urchristentums, der allgemeinen Nächstenliebe und der Bekämpfung der bösen Triebe, die unausgesetzt in jedem Menschenherzen lauern. Ich fing an zu begreifen, daß man sein Christentum nicht nur glauben, nicht bloß mit den Lippen bekennen, daß man es leben muß, um die Segnungen desselben an sich selbst zu erfahren."

VI.

Er machte eine Pause und lehnte den Stock mit dem goldenen Knopfe, den er bisher noch immer mit beiden Händen umfaßt gehalten hatte, neben sich gegen das Sitzpolster. Dann nickte und schüttelte er abwechselnd und in jäher Folge mit dem Haupte, als ob Erinnerungen auf ihn einstürmten, die ihn bald mit Wehmut, bald mit Widerwillen und Verzweiflung erfüllten.

„Sie haben in Ihrem christlichen Leben also keine Befriedigung gefunden?"

So hob ich endlich zu fragen an, um ihn zur Fortsetzung seiner Mitteilungen zu ermuntern, denn ich fürchtete schon, er würde in sein schweigendes Brüten versunken mir den Rest seiner Geschichte vorenthalten.

Er schreckte empor und sah mich einen Augenblick lang durch seine scharfen, spiegelnden Brillen-

gläser fast feindlich an. Dann lachte er hart und sich selbst verspottend:

„In meinem christlichen Leben? Ha, ha, ha! es wäre die frechste Lüge, wenn ich behaupten wollte, daß es mir Frieden gebracht hätte. Das Christentum, das ich mir da zurechtzulegen suchte, war auch darnach. Bald studierte ich im Neuen Testamente, natürlich im griechischen Urtexte, um mich an den Widersprüchen der Synoptiker zu zerquälen, bald nahm ich einen Band Hartmann, Schopenhauer oder Nietzsche zur Hand und suchte die Sätze des atheistischen Pessimismus mit dem Grundgedanken des christlichen Pessimismus in Einklang zu bringen; ein andermal schlug ich die Psalmen auf, um mich an den jauchzenden Rythmen theistischer Begeisterung zu berauschen, oder ich vertiefte mich in die apologetischen Schriften der Neuzeit, in denen der meist klägliche Versuch gemacht wird, zwischen Wissen und Glauben eine Brücke zu wölben, zu deren Bau der tüftelnde Herr Baumeister oft nur komprimierte Luftsteine à la Münchhausen verwenden kann. Was wollen Sie? man kann nicht zu gleicher Zeit zweien Herren dienen; entweder man entsagt allem autonomen Vernunftstolze und nimmt still und demütig das Leben wie ein Kreuz auf seine Schultern, oder man strebt darnach, die Umzäumung, die unserer Erkenntnis gezogen ist, niederzurennen und darf sich dann freilich nicht wundern, wenn man sich einen blutigen Kopf holt, und die eisernen Pfosten dennoch unserer Anstrengungen spotten."

„Man kann doch aber seinen Glauben — und wer wäre ohne solchen? Auch der Atheist glaubt irgend etwas, denn auf keinem Punkte gewinnt er das gewünschte, volle Wissen — man kann doch seinen Glauben durch Erkenntnisarbeit reinigen, veredeln, läutern . . ."

„Und ihm täglich ein Stückchen Ohr abschneiden," ergänzte er, „wie jenem Hunde, dem man nicht auf

einmal zu wehe thun wollte, und den man lieber durch fortgesetzte Mißhandlungen langsam zu Grunde richtete.“ Ein dumpfer, rauher Laut quoll ihm aus der Kehle; dann fuhr er sich mit der weißen, nervösen Hand über das jetzt röter gefärbte Antlitz und seufzte: „Doch! Sie haben nicht so ganz Unrecht; irgend einer dieser modernen Verteidiger des Christentums blieb nicht ohne allen Einfluß auf mich; er machte mich wenigstens aufmerksam auf meine Unzufriedenheit mit mir selbst, auf meine Sehnsucht nach rechtem, wahrhaftigem Gutsein, auf mein Gefühl der innern religiösen Leere, der Nichtigkeit meines Strebens nach Genuß und Ehre, nach Liebesgunst und Glück, und ich fragte mich ernsthaft: wie komme ich aus dieser Ohnmacht heraus? aus dieser Ohnmacht meiner guten Vorsätze und meines inbrünstigen Strebens? wie komme ich hinein in einen Strom des Lebens und des Guten, der mich über die Klippen und das scharfe Geröll meines Pfades hinwegträgt? In jener Zeit der Zerknirschung und des mannhaften Vorsatzes, ein neues, Gott gefälliges, mich wahrhaft befriedigendes und befreiendes Leben zu führen, sandte man mir jenes Tolstoi'sche Buch, die „Kreutzer-Sonate“, in mein Redaktionszimmer, damit ich es in dem von mir geleiteten Feuilleton besprechen ließe. Ich hatte erst gar nicht die Absicht, es zu lesen. Ich schickte es einem unserer Mitarbeiter zur Rezension zu. Als mir aber von verschiedenen Seiten Beurteilungen dieses Werkes zugingen mit dem Ersuchen, ihnen in den Spalten meines Feuilletons eine Unterkunft zu gönnen, wobei noch die meisten der freiwilligen Einsender auf jedes Honorar verzichten zu wollen erklärten, da wurde ich doch stutzig und sagte mir: das muß ja ein ungewöhnliches Buch sein; entweder erregt es durch seinen eigenartigen Stoff Sensation, oder der Stoff ist alt und gewöhnlich, wie bei den meisten dieser gerngelesenen Romane, und nur die Behandlung des

Stoffes ist so neu und geiststrotzend, daß es dadurch die Aufmerksamkeit erzwungen hat. Wenn ich mich auch nur der ersteren Annahme zuneigte, so beschloß ich doch, mich mit dem Inhalte des Buches vertraut zu machen. Ich verschaffte mir ein Exemplar und las es in später Abendstunde in einem Zuge durch. Am andern Tage war ich wirr und zerstreut; die Erinnerung an das Gelesene störte mich bei meiner Arbeit; wider Willen begann ich immer wieder über das Hauptthema des Buches nachzudenken. Ich las es am nächsten Abende zum zweiten Male; diesmal mit dem Blaustift in der Hand, wie ich stets zu thun pflege, wenn ich bedeutende Bücher vor mir habe. Ich strich die Stellen an, die mir besonders gefielen, oder die mir Zweifel und Widerspruch hervorriefen. Als ich die Lesung beendet hatte, war das Buch nicht mehr zum Wiedererkennen; kaum gab es noch eine Seite darin, deren Rand nicht von oben bis unten mit blauen Strichen und Anmerkungen angefüllt gewesen wäre. Und von Stunde an — ich weiß heute noch nicht, wie es zugegangen — war ich gewissermaßen dem Teufel verfallen: meine geistige Sehkraft war getrübt, meine Phantasie befleckt, mein Gewissen beunruhigt; mir war, als ob mir ein Tropfen Gift eingeimpft worden wäre; mein Blut stürmte heiß und fieberhaft durch die Adern, und immer wieder mußte ich mich fragen: hat jener Russe Recht? Bezieht sich das Bibelwort: „wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen", wirklich auch auf das eigene Eheweib?"

„Das verstehe ich nicht, wie Sie auch nur einen Augenblick lang auf eine so gewaltsame und ganz und gar unlogische Ausdeutung hineinfallen konnten. Wenn das Begehren derjenigen, die man aufrichtig liebt und zur Ehegattin zu nehmen entschlossen ist, eine Sünde sein soll, nun, dann müßte ja Christus über jede Ehe den Stab gebrochen und die Mensch-

heit zur klösterlichen Entsagung verurteilt haben. Eine derartige Auslegung hat wohl aber noch kein Vernünftiger in den letzten neunzehn Jahrhunderten fertig bekommen."

„Ich hätte mir noch andere Einwendungen machen können: wie kann ein Weib die Ehe brechen, das gar nicht verheiratet ist? Wie kann ich meinerseits die Ehe brechen, wenn ich ebenfalls noch gar kein Ehegelübde abgelegt habe und mir eben erst die Braut wähle, mit der ich den Ehebund bis zum Lebensende schließen möchte? Das sind ja wahre Halsbrechereien des gesunden Menschenverstandes, an denen sich etwa ein russischer Sektirer ergötzen mag, die aber für den Geschmack eines gebildeten Westeuropäers doch nachgerade ungenießbar sein sollten. Damals aber — ich kann nur wiederholen, daß ich noch immer nicht begreife, wie es möglich war — sah ich den Wald vor Bäumen nicht; ich war verblüfft, die Widerspruchskraft meiner Vernunft war gelähmt, und unrettbar verfiel ich dem Wahnsinn, den die Geschichte jenes Posdnischew predigt. Eine Art Erklärung glaube ich heute freilich geben zu können. Ich war damals, als ich mich verlobte, noch ein reiner Mensch; nie hatte der Verkehr mit meiner Braut mir andere als lautere Vorstellungen erregt; als ich aber die „Kreutzer-Sonate" gelesen hatte, war das wie mit einem Schlage vorbei. Jener Russe behauptet, daß ein junger Mann, der an eine Frau herantrete, der Wirkung der Belladonna verfalle und betäubt werde; ich meinerseits beschloß nun, diese Behauptnng bei meinem nächsten Zusammensein mit Agnes auf ihre Wahrheit zu prüfen. Und . . . merkwürdig! oder, vielmehr, gar nicht merkwürdig, sondern nur allzu erklärlich! — ich fand, da meine Unbefangenheit zerstört war, nun auch jene Behauptung bestätigt. Agnes hatte gerade eine Spitzenwäsche vollzogen und trat mit noch zurückgestreiften Kleidärmeln aus der Küche in das Zimmer, in dem ich mich befand.

„Oskar!“ jubelte sie überrascht, „du schon hier? Das ahnte ich ja gar nicht!“ Und sie flog auf mich zu, schlang die bloßen Arme um meinen Hals und küßte mich auf die Wange.

Ich empfand die Berührung meines Nackens durch ihren Arm wie einen Schlangenbiß. Ich barg aber meinen Schreck und erwiderte ihre herzliche Begrüßung durch einen kühlen Händedruck.

„Mein Gott, was hast du?“ fragte sie verwundert.

„Nichts, mein Lieb; ich bin wie immer — vielleicht nur ein wenig überarbeitet; ich kann auch heut nicht lange verweilen; meine Pflicht ruft mich.“

Sie mochte mir anmerken, daß das nur ein Vorwand war. Ein fragender Blick ihrer glänzenden blauen Augen streifte mein Antlitz; unwillig fühlte ich, daß ich einer gewissen Verlegenheit nicht Herr werden konnte. Da sie aber ein wahrhaft liebenswürdiges Geschöpf war, frei von allem Mißtrauen und allzeit bereit, sich und ihre Wünsche dem Geliebten unterzuordnen, so begnügte sie sich mit der einfachen Erwiderung:

„Deiner Pflicht darf ich mich nicht in den Weg stellen. Aber morgen bleibst du dafür um so länger — nicht wahr, Geliebter?“

Ich konnte dem Zauber ihres Wesens nicht länger widerstehen; ich zog sie an mich und küßte sie ungestüm auf den Mund.

Zum ersten Male fühlte ich in diesem Kusse den süß-schmerzlichen Stachel des Begehrens; wie ein elektrischer Funke mußte es von meinen Lippen nach ihrem Munde hinübergezuckt sein, denn sie machte sich sanft von mir los und maskirte diese Flucht, diese jungfräuliche Scheu vor mir, durch die Vornahme einer ganz überflüssigen Verrichtung: sie begann die Kleinigkeiten auf ihrem Nähtisch zu ordnen.

„Der Russe hat Recht;“ dachte ich bestürzt bei mir, „jedes Weib wirkt wie Belladonna; ich bin berauscht, betäubt, meiner nicht mehr mächtig.“

Ich nahm den letzten Rest meiner Willenskraft zusammen und riß mich los, indem ich mich kühl verabschiedete.

Von jenem Tage an begann für mich eine fürchterliche, seelenzerrüttende Qual. Ich ahnte nicht, daß nur jenes heillose Buch meine Phantasie vergiftet, meine Unbefangenheit zerstört, meine sittlichen Anschauungen ins Wanken gebracht und teilweise umgekehrt hatte; ich kam mir verwerflich vor, wie ein Ungeheuer, das nach dem Besitz der Geliebten verlangt, nur um dem selbstsüchtigsten Gelüst zu genügen, das ein fremdes Menschenleben für nichts achten und moralischen und physischen Qualen, vielleicht dem Siechtum oder gar dem Tode überantworten will. „Die Natur hat nicht umsonst der Liebe etwas beigelegt, dessen man sich schämt," so behauptet jener Russe, und ich unseliger Thor stimmte dieser Ansicht bei und sah in Agnes' schämiger Scheu vor dem Ungestüm meiner Liebkosungen die Verurteilung meines Benehmens. Der wahnsinnige Held der „Kreutzer-Sonate," der jede wirkliche Ehe für ein sündhaftes Verhältnis erklärt, versichert gelegentlich: er wäre zu dieser Überzeugung als ein ausschweifender, verderbter Mensch gekommen, und, stolz auf seine Logik, ruft er aus: „Wie wäre es erst, wenn ich kein ausschweifender Mensch gewesen wäre!" Der Verblendete sieht nicht ein, daß er dann ganz gewiß zu einer entgegengesetzten Auffassung des für den Reinen auch reinen und für den Unbefangenen auch unbefangenen Verhältnisses gekommen wäre. Haben Sie je über die Scham tiefer nachgedacht? haben Sie das, mein Herr?"

„Nun, wer hätte sich an derartigen, allerdings recht schwierigen Problemen nicht schon versucht?"

„Und was haben Sie gefunden? wie erklären Sie sich die Entstehung der Scham? wie definiren Sie die Scham selbst? he?"

Er setzte mir diese Fragen wie eine Pistole auf die Brust; der Ton seiner Stimme war scharf und hoch, befehlshaberisch und ungeduldig.

„Da Sie mich, wie es scheint, einem Rigorosum unterwerfen wollen," versetzte ich gutmütig lächelnd, „so muß ich mir ja wohl Mühe geben, Sie zufrieden zu stellen. Ich möchte also die Scham das Gefühl der Scheu in Bezug auf Worte und Handlungen nennen, die geeignet sind, Zucht und Sitte zu verletzen. Ob hinsichtlich der Scham in Beziehung auf das Geheimnis der Entstehung des Menschen gerade Schopenhauer Recht hat, möchte ich nicht entscheiden; er leitet sie bekanntlich aus dem Schuldgefühl ab, das den Erzeuger befallen soll, wenn er über den eignen Leib hinaus und bis zur Darstellung eines neuen Leibes, den Willen zum Leben und so auch Leiden und Tod, als zur Erscheinung des Lebens gehörig, aufs neue bejaht und die durch die vollkommenste Erkenntnisfähigkeit herbeigeführte Möglichkeit der Erlösung im vorliegenden Falle wieder für fruchtlos erklärt hat."

„Oh, ich kenne diesen gezwungenen Auslegungsversuch; er ist nicht minder dunkel und gewaltsam, als jene Legende der Genesis vom Sündenfalle, unter dem wir doch wohl auch nur den Eintritt des ersten Menschenpaares in ein näheres als ein rein geschwisterliches Verhältnis zu verstehen haben; ich glaube, der gute Schopenhauer beruft sich noch ganz besonders darauf, daß seine Ansicht schon im Dogma der christlichen Glaubenslehre mythisch vorgebildet sei. Aber das sind Schrullen eines Philosophen, der das wirkliche Leben und zumal den Verkehr des Gatten mit der Gattin gar nicht gekannt hat. Ich habe eine viel einfachere, auch dem ungeübtesten Denker sofort einleuchtende Erklärung des Wesens der Scham gefunden — eine Erklärung, die meines Wissens noch von keinem anderen gebracht worden ist, und auf die ich mir, wäre ich ein Lehrer der Weltweis-

heit, das Recht der Priorität würde sichern lassen. Scham ist meiner Ansicht nach die durch Vererbung und Erziehung künstlich gezüchtete Empfindung, die wie eine Sicherheitsschildwache die jungfräuliche Ehre behüten soll. Der Urmensch auf der Stufe des Tieres hatte noch keine Scham, denn das Tier hat sie auch nicht; selbst heute haben wir noch wilde Völker, denen jedes Schamgefühl abgeht. Scham ist mithin ein menschliches Züchtungsprodukt. Unsere sich weise dünkenden Urahnen, die damals schon alles, was mit der Entstehung zusammenhängt, dem jugendlichen Alter wähnten verschleiern zu müssen, damit, ihrer thörichten Ansicht nach, die Jugend durch Unwissenheit vor vorzeitiger Erkenntnis und Sinnenlust wirksamer bewahrt bliebe, erfanden zur Unterstützung dieser in Hinsicht auf das Ziel gewiß nur zu billigenden, aber wegen des frivolen Mittels durchaus zu verwerfenden Bemühungen eben die Scham und brachten sie durch Lehre und Beispiel dem heranwachsenden Geschlechte bei. Scham ist die Hemmung am Uhrwerk eines ganz natürlichen Prozesses; aber nur eine Hemmung, die nicht den Stillstand des Uhrwerkes zur Folge haben soll."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß der Kulturmensch die Scham entbehren könnte? Was der Duft an der Rose, das ist die Scham an einem gesitteten Weibe."

„Ganz recht; Scham ist einer der bestrickendsten Zauber, besonders am weiblichen Geschlechte — aber eben ein Zauber, der bestrickt und anzieht und festhält, nicht ein Zauber, der den Mann abstoßen und zur Entsagung zwingen soll. Die Scham hilft der Jungfrau ihre Ehre bewahren, so daß sie sich nur dem Manne ihrer Wahl, dem einen und einzig Geliebten, hingiebt. Wird sie nun aber, ich bitte Sie, etwa schamlos, indem sie sich dem Ehegatten zu eigen giebt? Wird sie dadurch ein gefallenes Weib, zu welcher empörenden Bezeichnung des anständigen Eheweibes

sich jener hirnverbrannte Russe erfrecht? Ich denke, im Gegenteil, sie bleibt nach wie vor das schämige, sittsame, Zucht und Ehre liebende Weib; sie gehorcht der ihr Herrenrecht durchsetzenden Natur in aller Unbefangenheit und Keuschheit ihrer reinen Seele; gefallen wäre sie, intellektuell gefallen, wenn sie sich in unweiblicher Weise, in dem verbrecherischen Wahne, dadurch eine Heilige zu werden, dem Verkehr mit dem Gatten entziehen wollte, weil sie in solchem Falle ihre natürliche Unbefangenheit durch Zerdenken eines für sie eigentlich ganz unnahbaren Problems schon eingebüßt haben müßte."

„Nun, ich möchte einen solchen Wahn doch nicht gerade verbrecherisch nennen, wenn ich auch zugebe . . ."

„Ja, er ist verbrecherisch!" fiel er mir heftig ins Wort. „Auch die Natur ist heilig; die sichtbare Welt ist das Gewand der Gottheit; die Gesetze, die der Natur zu Grunde liegen, sind der älteste Dekalog, älter als die Gesetze des Moses. Jede Auflehnung gegen die Gebote dieser gottgeschaffenen Natur sind ein Verbrechen, eine Tempelschändung; verflucht die Hand, die das Gewand der Gottheit frevlerisch verbessern will!"

Ich mochte den Erregten durch weitere Einwände nicht noch mehr reizen und sagte ablenkend:

„Man kann auch in gutem Glauben freveln. So viel werden Sie mir zugeben müssen, daß Tolstoi in jenem Buche immerhin den Eindruck eines Mannes macht, dem es um die sittliche Besserung der Menschen heiliger Ernst ist. Die „Kreutzer-Sonate" gehört nicht zu jenen Verirrungen, die in der Ästhetik des Häßlichen schwelgen und auf die Lüsternheit der Leser spekulieren."

„Das behaupte ich auch nicht. Ich wünschte nur, sie wäre eines jener Schandbücher; dann hätte ich sie nicht gelesen, oder sie hätte mich doch nur angewidert, und ihr Schmutz wäre an meiner Seele

nicht haften geblieben. So aber ... oh! sie ist noch viel schlimmer, noch viel gefährlicher und verderblicher, als irgend solch ein Sudelwerk! Im Gewande der Ehrbarkeit und gespickt mit biblischen Sentenzen verführt sie den ahnungslosen Leser; sie ist ein Wolf im Schafspelze, und wie ein Wolf bricht sie räuberisch und blutgierig in die Hürden der Unbefangenheit und des Menschenglückes!"

Seine Stimme zitterte, als er dieses Verdikt durch seine Zähne knirschte; er hatte die rechte Faust geballt und drohend erhoben; auf seiner Stirn strotzte eine bläulich angeschwollene Ader.

Ich schwieg, um ihm Zeit zur Beruhigung zu lassen. Daß dieser Mann innerlich schwer litt, war unverkennbar; aus Mitleid hätte ich ihm vielleicht geraten, von der Fortsetzung seiner Erzählung lieber abzustehen und seine kaum vernarbten Wunden nicht wieder aufzureißen; aber meine Wißbegierde war aufs allerlebhafteste geweckt; vergeblich suchte ich in meinem Gedächtnis nach jener Zeitungsnotiz über einen Dr. Stetter; ich hatte keine Ahnung mehr, was ihn eigentlich zum Verbrechen getrieben und was es überhaupt mit diesem seinem Doppelmorde auf sich hatte; und so gönnte ich ihm nur Ruhe, damit er, wenn er sich gesammelt haben würde, den Faden seiner Erzählung wieder aufnehmen möchte.

Das gleichmäßige Fortrollen des Wagens, das rhythmische Puffen und Stöhnen der Maschine, das wir durchs offene Fenster deutlich hörten, schien besänftigend auf ihn zu wirken; seine Stirnader schwoll allmählich ab, seine Gesichtsfarbe wurde blässer; die Muskeln seiner Hände verloren ihre Spannung, und schlaff und matt ruhte seine Rechte auf seinem Knie. Nur um seinen noch immer gekniffenen Mund lag noch der frühere Ausdruck herben Schmerzes. Er starrte durch seine Brille gerade vor sich hin auf den ihm gegenüber befindlichen, leeren Platz. Nach einer Weile drehte er mir, der ich ihm seitlich gegenüber

saß, langsam sein Antlitz zu; er schien meine Anwesenheit jetzt erst wieder zu bemerken und sagte gedämpften, etwas heiseren Tones:

„Verzeihen Sie! ich leide manchmal an ganz plötzlicher Zerstreutheit. Gleich sollen Sie hören, wie es weiter mit mir wurde.

V.

Ich war also Bräutigam, ich strebte darnach, meine Agnes heimzuführen und ihr mit Hilfe des mir so unerwartet in den Schoß gefallenen kleinen Kapitals ein behagliches Nest zu bauen, und gleichzeitig, welch sonderbarer Widerspruch! quälte ich mich mit den schwersten Zweifeln an der moralischen Statthaftigkeit meines Strebens und neigte mehr und mehr dem Entschlusse zu, auch künftig mit meinem Eheweibe nur in der bisherigen bräutlichen Liebe zu verkehren. Können Sie sich einen tolleren Zwiespalt denken? Ich hatte Augenblicke, da mir die Narrheit solchen Entschlusses einleuchten wollte; aber da wehrte ich mich krampfhaft gegen meine bessere Einsicht; ich witterte in dem Widerspruch meiner noch nicht gänzlich erdrosselten Vernunft nur die Lockung meiner Sündhaftigkeit. Ich liebte Agnes über alles, und ich sagte mir: wenn du sie wirklich liebst, selbstlos und opferfreudig, dann darfst du sie auch nicht zu deiner Sklavin, zu einem Genußmittel, erniedrigen. Die Emanzipation der Frau — hat jener Russe erklärt — „vollziehe sich nicht in den höheren Lehrkursen, sondern im Schlafzimmer"; ich stimmte dieser verrückten These nur allzu eifrig bei und wollte auch Agnes von dem Sklavenloose der andern Frauen emanzipieren.

Das arme Mädchen ahnte nicht, welches Ungewitter sich über ihrem Haupte zusammenzog. Gleichwohl machte sie mir jetzt manchmal den leise schmollenden Vorwurf, daß ich nicht mehr so zärtlich,

wie früher, gegen sie wäre. Ich redete ihr das aus und schob meine nur scheinbare Kälte auf meine Ueberhäufung mit Redaktions-Arbeiten. Wenn ich dann in meinem Geschäftszimmer saß, dessen Fenster auf einen licht- und luftarmen, von vier himmelhohen Mauern eingeschlossenen Hof gingen — vom Kellergeschoß her tönte das Dröhnen der großen Rotationsmaschine, die täglich viele Tausende von Exemplaren unserer Zeitung ausspie — dann überkam mich oft eine beängstigende Unruhe, eine solche Scheu vor dem Alleinsein mit mir selbst, daß ich aufsprang und nach dem Zimmer der politischen Mitarbeiter eilte, nur um ein Menschenangesicht zu sehen und durch die Worte anderer von meinen eigenen Gedanken abgelockt zu werden. Ich hatte eigentlich keine Freunde; ich gehörte zu keiner politischen Clique; das Parteitreiben war mir widerlich, es schien mir die Menschen zu verrohen, da es die meisten an Beleidigungen und Verdächtigungen der gegnerischen Partei gewöhnt und manchem das Schmähen und Verhetzen so geläufig macht, wie dem Wallenstein'schen Kapuziner. So stand ich ziemlich allein in der Welt, und wer sich mir etwa doch noch anzuschließen suchte, vielleicht weil er sich ebenfalls der Einpferchung in den Stall einer politischen Fraktion entzogen hatte, den stieß ich ab durch eine gewisse Selbstherrlichkeit und Ueberhebung, wie sie nur allzu leicht ein Schriftleiter annimmt, der berufsmäßig täglich über die schöngeistigen Erzeugnisse anderer zu Gericht sitzt, indem er sie für seine Zwecke brauchbar erklärt oder verwirft, und der bei dieser immer nur nach den niedrigen Bedürfnissen eines meist flachen Publikums schielenden Sichtungsarbeit niemals das vielleicht gänzlich abweichende Urteil eines ästhetisch selbständigen Geistes zu hören bekommt. So mochte ich wohl ein wenig hochmütig und unausstehlich geworden sein — das liegt nun einmal so im Schulmeisterblute, denn auch ich bin ja nur ein verdorbener Schulmeister —; man wich mir

aus, wo man nur konnte. Trotzdem klammerte ich mich in meiner Gewissensnot und Zweifelsucht an meine Kollegen von der Zeitung und suchte durch erzwungene Nachgiebigkeit und Freundlichkeit mit ihnen auf einen bessern Fuß zu kommen. Ich sprach mit dem einen oder dem andern über die „Kreutzer-Sonate" und suchte seine Ansichten über die Tendenz derselben zu erfahren. In den meisten Fällen zuckte man nur mit den Achseln und sagte: „Nonsens!" — „Ueberspanntheit!" oder: „Lesen Sie doch solches Zeug nicht! das ist gerade gut genug für das geschmacklose Publikum unserer Leihbibliotheken!" Nur ein einziger ging näher auf das Thema ein. Er hatte an unserem Blatte bisher die äußere Politik bearbeitet, für den nächsten Quartalswechsel aber seinen Austritt angemeldet; er wollte, wie er sich ausdrückte, nicht länger in der Tretmühle einer nutzlosen Papierthätigkeit schwitzen, sondern sich dem praktischen Leben widmen. Er sollte einen nicht unbedeutenden Lotterie-Gewinn gemacht haben, und darnach schien es nicht unwahrscheinlich, daß er sich um ein Reichstagsmandat bewerben oder auf irgend welche andere Weise versuchen würde, handelnd in unser politisches Partetreiben einzugreifen. Er hatte ganz das Zeug dazu. Er war ein hoch und schlank gewachsener Mann von vielleicht fünfunddreißig Jahren; seine Gesichtsfarbe war frisch und gesund, etwas gebräunt, sie verriet, daß er noch nicht lange an einem Redaktionspulte gesessen hatte; er war auch in der That viel gereist, kannte nicht nur die sämmtlichen europäischen Hauptstädte, sondern war auch in Nord-Amerika und in unseren ostafrikanischen Kolonien gewesen. Das brandrote Haar, das seine hohe, intelligente Stirn umrahmte, fand ich nicht gerade schön; trotzdem hatte er bei den Weibern Glück, da in seinen dunkelblauen, lebhaft glänzenden Augen kecke Begehrlichkeit und ein so hohes Maß von Siegeszuversicht lag, daß harmlose, unerfahrene Geschöpfe seinen verführerischen

Triumphatorblicken leicht zum Opfer fallen mochten. Er sprach fertig Englisch und ein wahrhaft glänzendes Französisch; er hatte viel gelesen und war ein Nietzscheaner vom reinsten Wasser, der alle Kurs habenden Werte längst umgewertet hatte.

Hätte ich diesen Schurken doch damals schon durchschaut! Er war es, der durch seine heuchlerische Niedertracht und Verstellung das Maß des Unheils, das ich mir selbst gefüllt hatte, endlich zum Ueberlaufen bringen sollte.

Er hieß Sturzbach — Adolf Sturzbach — und ich fragte ihn eines Tages, als ich wieder ruhelos durch die Zimmer unserer Redaktion irrte, ob er die „Kreutzer-Sonate“ gelesen hätte.

Er legte mir seine schlanke, sorgsam gepflegte Hand auf die Schulter, blickte mich prüfend an, als ob er an dem Ernste meiner Frage zweifelte, und als er dann in meinen Mienen gelesen haben mochte, daß es sich bei mir ganz und gar nicht um einen Scherz handelte, sagte er beinahe vorwurfsvoll:

„Aber, Doktor, halten Sie mich denn für einen Banausen? Glauben Sie vielleicht, daß ich mich in meinen Mußestunden an den Strickstrumpf-Romanen unserer Familien-Blätter ergötze und die wahrhaft bedeutenden Erscheinungen des Büchermarktes blöde übersehe? Freilich habe ich die „Kreutzer-Sonate“ gelesen — was sage ich? gelesen? — verschlungen habe ich sie von der ersten bis zur letzten Zeile!... das ist wieder einmal ein Buch voller Erlösungskraft, freilich nur für die königlichen und prachtvollen Einsiedler des Geistes, die modernen Heraklite und Empedokleſſe, aber leider Caviar für die zeitunglesende Halbwelt des Geistes, wie sie in unserer gesegneten Gegenwart so herrlich gedeiht — puh!“

Ich prüfte nun meinerseits seinen Gesichtsausdruck, da ich nicht sicher war, ob er mich vielleicht nicht foppen wollte; um seine Mundwinkel zuckte aber auch nicht die leiseste Falte des Spottes; un-

verkennbar hatte er aus innerſter Ueberzeugung geſprochen.

„Was würden Sie ſagen,“ hob ich nun weiter zu fragen an, „wenn ich Ihnen geſtände, daß auch auf mich, den Bräutigam, jenes Buch einen tiefen Eindruck gemacht hat?“

„Ich würde Sie beglückwünſchen, Doktor, daß Ihnen noch in elfter Stunde das Licht der Erkenntnis aufgegangen, daß der Weg zum Standesamte, den Sie leider wandeln, Ihnen doch noch zum Wege nach Damaskus geworden iſt.“

Er drehte ſich auf dem Abſatze herum und wollte ſich wieder an ſein Pult begeben. Doch ich hielt ihn feſt und ſagte dringlich:

„Auf ein Wort noch, Sturzbach! Wann gehen Sie ſpeiſen?“

„Wie immer, um 4 Uhr.“

„Darf ich Sie heute begleiten?“

„Wird mir ein Vergnügen ſein.“

Wir trennten uns und begaben uns jeder wieder an ſeine Arbeit.

Ich verbrachte die Zeit bis vier Uhr in fiebernder Ungeduld und war kaum imſtande, die Manuſkripte, die mir für mein Feuilleton angeboten worden waren, auch nur mit einiger Sammlung zu leſen.

Als die erſehnte Stunde herangekommen war, ſprang ich auf, nahm Hut und Handſchuhe und begab mich vor die Straßenthür, um dort auf Sturzbach zu warten. Er ließ mich nicht lange harren.

„Da bin ich;“ ſagte er, ſeinen Arm kameradſchaftlich unter den meinen ſchiebend, „nun kommen Sie, ich habe einen Wolfshunger.“

Wir ſchlenderten durch die menſchenwimmelnde und von zahlloſen donnernden Wagen durchdröhnte Straße; oh, dieſes Berlin iſt eine Hölle! Eine Unterhaltung war unmöglich; ſchweigſam ſchritten wir nebeneinander her. Das Gaſthaus, in welchem Sturzbach zu ſpeiſen pflegte, war glücklicherweiſe

nicht zu weit entfernt; wir hatten es bald erreicht und nahmen an einem Fenstertische mit nur zwei Gedecken Platz.

Sie werden es begreiflich finden, daß ich an jenem Mittage in meiner fieberhaften Erwartung nur ein paar Bissen hastig verschlang; hatte ich doch endlich einen Menschen gefunden, der die Ansichten der „Kreutzer-Sonate" teilte und der mir, dem zeitweise immer noch Schwankenden, Beruhigung und Gewißheit geben sollte. Er aß mit dem Behagen des Lebemannes, war aber liebenswürdig genug, auf alle meine Fragen und Einwände eingehend zu antworten und mir die Ehelosigkeit als den einzig angemessenen Zustand eines zum Bewußtsein seiner Würde gekommenen Menschen darzustellen. „Ich bin aber Bräutigam;" wandte ich ein, „als Mann von Ehre kann ich nicht mehr zurücktreten." — „So befolgen Sie Tolstoi's Rat und bleiben Sie auch nach der Eheschließung der Bräutigam ihres Weibes; je weiter ab vom Weibe, um so besser." — „Schätzen Sie das Weib nicht zu niedrig?" fragte ich, „wie dies nach meiner Ansicht auch Schopenhauer gethan hat? — „Gehen Sie mir mit Schopenhauer! Seine Schilderung des Weibes ist einfach lächerlich, weil von Befangenheit und Einseitigkeit diktirt und durch Entrüstung entstellt; ein entrüsteter Mensch ist immer — Nietzsche hat Recht — im Vergleiche zum lachenden Satyr der gewöhnlichere, gleichgiltigere und unbelehrendere Fall. Halten wir uns doch nur an Nietzsche: er bestreitet nirgends die körperlichen Reize des Weibes, aber er erhärtet, daß nichts von Anbeginn dem Weibe fremder, widriger und feindlicher sei, als die Wahrheit, des Weibes Kunst ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit der Schein und die Schönheit." — „Nun, für das Ohr eines Liebenden sind diese Sätze nicht gerade sehr wohlklingend." — „Mein Gott! lieben Sie Ihre Braut doch nach wie vor mit der ganzen Glut Ihrer Seele! Je reiner,

edler Ihre Liebe ist, um so leichter wird es Ihnen fallen, auch Ihrem Weibe gegenüber der — Bruder zu bleiben. Eines werden Sie mir nicht bestreiten können: der höhere Mensch ist nicht da, um Kinder zu zeugen; er soll Werte schaffen." —

„Ich will nicht behaupten, daß mich Sturzbach damals schon überzeugt hätte; aber daß er so entschieden auf der Seite des russischen Sittenreformators stand, war immerhin ein schweres Gewicht, das schließlich das Zünglein an der Wage meiner Entscheidung zum Ausschlag bringen sollte.

Wir kamen nun öfters zusammen und eines Sonntags nachmittags — es war wieder im Zoologischen Garten — stellte ich ihn auch meiner Braut und meiner künftigen Schwiegermutter vor. Beiden Frauen gefiel er vom ersten Augenblicke an, ich konnte das recht gut bemerken; er war, wie gesagt, ein unterhaltender und durch seine weltmännische Sicherheit und liebenswürdigen Formen auch bestechender Mann.

Wir wurden nun immer vertrauter, und ich lieh immer williger dem gewandten und dialektisch geschulten Verführer mein Ohr. Wenn ich sah, wie glücklich und sonnenheiter er allem Anschein nach lebte, ohne daß er meines Wissens irgend ein näheres Verhältnis mit einem weiblichen Wesen unterhielt, so sagte ich mir: diese Ruhe, diese Seelenheiterkeit, dieses innere Gleichgewicht kannst auch du dir erringen, wenn du seine Grundsätze befolgst und auch in deiner baldigen Ehe der entsagende Mann bleibst.

So hatte ich mich denn endlich — es mochte im letzten Monat vor meiner Hochzeit sein — im Sinne Tolstoi's und meines Freundes endgiltig entschieden und handelte auch sofort darnach, schon bei der Einrichtung meiner künftigen Wohnung. Eine innere Stimme schien mir jetzt auch Recht zu geben; ich kam mir wie ein angehender Heiliger vor, ich schwelgte förmlich im Vorgeschmack der Verzückungen einer

selbstgefälligen Askese, die ich mit echter Religiosität verwechselte; ich glaubte mich auf dem gottgefälligen Wege eines praktischen Christentums und ahnte die krankhafte Richtung nicht, die meine Ethik eingeschlagen hatte.

Die Wohnung, in die ich mein Weib demnächst heimführen wollte, lag in einer stillen Straße des Westens; sie enthielt vorn heraus nur zwei größere Räume: einen Salon für Agnes und mein Arbeitszimmer; nach dem Hofe zu gab es ein zweifenstriges, dem Salon gegenüber liegendes Zimmer, dann das bekannte lichtarme Berliner Speisezimmer, in dem man im Winter den ganzen Tag das Gas brennen lassen muß, und endlich noch zwei kleinere, einfenstrige Stuben in dem langen dunklen Gange, der nach der Küche und den Wirtschaftsräumen führte; außerdem noch ein Gastzimmer im dritten Stock. Meine Schwiegermutter schien doch einigermaßen befremdet, als sie sah, daß ich in den beiden einfenstrigen Stuben je ein Bett aufstellen ließ; sie fragte mich, ob dies unsere Schlafzimmer sein würden. Ich bejahte es unter Hinweis darauf, daß das im vorderen Teil der Wohnung nach dem Hofe hinaus und ganz abseits liegende zweifenstrige Zimmer doch zu einer Schlafstube recht ungeeignet wäre und besser als eine Art Bibliothek benutzt würde; sie schien dies auch einzusehen und beruhigte sich endlich der Thatsache gegenüber, daß die beiden Schlafzimmer durch eine Tapetenthür verbunden waren, die ich auch durch kein Gerät versperren, sondern vorläufig gangbar ließ.

Sturzbach befand sich mit unter den Trauzeugen; er begleitete uns sowohl nach dem Standesamte, als auch nach der Kirche. Ich weiß nicht, ob er in heimlicher Schadenfreude auf uns geblickt haben mag, als wir nach beendeter Zeremonie durch das Schiff der Kirche zu unserm harrenden Gefährt zurückkehrten; wäre ich damals schon besser mit Nietzsche bekannt

gewesen, und hätte ich gewußt, welchen Spott dieser unselige Denker über die drei gefährlichen Diät-Verordnungen jeder, wie er sich ausdrückt, religiösen Neurose, über Fasten, Einsamkeit und Enthaltung, ausgießt, so würde ich wohl schärfer meinen heuchlerischen Trauzeugen gemustert und wahrscheinlich den nur schlecht versteckten Hohn von seinem mephistopheliſchen Antlitz abgelesen haben.

Unser Hochzeitsmahl verlief ohne besondere Zwischenfälle und unter den üblichen, für ein Brautpaar geradezu unerträglichen Tischreden. Auch Sturzbach schlug an sein Glas und wünschte uns in einem ziemlich mystisch gehaltenen, von der ahnungslosen Gesellschaft sehr beifällig aufgenommenen, mir allein aber nur ganz verständlichen Toaste in die silberne Schale der alles überwindenden Liebe die goldene Frucht der wahren Erkenntnis.

Einer Hochzeitsreise hatte sich Agnes durchaus widersetzt, und die Unterlassung einer solchen Fahrt war auch ganz nach meinen Wünschen Oder halten Sie etwa eine Reise für den unentbehrlichen Nachtisch eines Hochzeitsmahles?"

„Unentbehrlich? nein! ich habe freilich eine solche gemacht, machen müssen; als ich mich verheiratete — es ist schon lange her — war ich vorübergehend im Auslande beschäftigt; gleich nach der Trauung, die in einer Kirche meiner Heimat stattgefunden hatte, ging ich mit meiner jungen Frau zu Schiff, um nach Bombay zu fahren."

„Wenn man reisen muß, das ist etwas anderes! Aber freiwillig den Ort, an dem man sein Nest gebaut hat, meiden und seine junge Frau den spöttischen Bemerkungen und indiskreten Blicken von Gastwirten und Kellnern unterwerfen — hören Sie! ich halte das für schamlos, geradezu für schamlos!"

„Nun, die Blicke der eigenen Dienerschaft, wenn man zu Hause bleibt, mögen auch nicht immer rücksichtsvoll sein."

„Aber, ich bitte Sie, es ist doch ein himmelweiter Unterschied, ob ich meine Frau der Neugier und dem Gespött eines Gasthaus-Publikums aussetze, oder sie nur mit meinen Dienstboten in Berührung kommen lasse, die mit ihr unter einem Dache leben und gewissermaßen einen Teil meiner Familie bilden. Diese Hochzeitsreisen sind eine Erfindung unserer unsittlichen Gesellschaft; der einfache Bürger, der Handwerker schleppt sein junges Weib nicht durch die Herbergen der Landstraße; er bleibt hübsch zu Hause und lehrt die züchtige Gattin, daß es keinen heiligeren Ort für das erste Liebesentzücken giebt als den eigenen, von allen guten Genien behüteten Herd. Aber die Mutter der höheren Stände, die ihre Tochter verschachert; der verschuldete Wüstling, der einen Goldfisch geangelt hat; das durch Spekulation zusammengebrachte Paar, das durch seine Verbindung nur eine erhöhte gesellschaftliche Stellung und die Befriedigung eines kindischen, nichtsnutzigen Ehrgeizes erstrebt, sie alle bestehen auf der Hochzeitsreise, denn sie schämen sich ihres Schrittes, sie fürchten die Kritik ihrer Genossen, sie haben ein Interesse daran, so schnell und so lange wie möglich zu verschwinden, damit die Gesellschaft das Geschehene vergißt und ihre Aufmerksamkeit inzwischen irgend einem neueren Skandale zuwendet.

Schon die Hochzeitsschmäuse, mit ihren oft angeheiterten und sich in allerlei versteckten Anspielungen gefallenden Gästen, sind für jedes feinfühlige junge Paar eine Art Poenitenz. Ich reiste also nicht, sondern ich fuhr von unserm bescheidenen Mahle, das wir im kleinsten Kreise im Hause meiner Schwiegermutter gehalten hatten, mit meiner Frau direkt nach unserer neuen Wohnung im Westen Berlins.

Agnes war freudig überrascht, als sie schüchtern über die Schwelle trat und zum ersten Male das Heim sah, in welchem sie hinfort als Herrin schalten sollte. Ich hatte sie bisher noch keinen Blick in dasselbe werfen lassen; alles war ihr neu und im Glanze

der brennenden Lampen und Kerzen erschien ihr alles in doppeltem Reize. An meiner Seite schritt sie durch sämmtliche Zimmer bis hinten zur Küche, in der die neugemietete Köchin auf sie zutrat, ihr in treuer Einfalt — es war ein Mädchen vom Lande — die Hand bot und ihr in stammelnden Worten Glück wünschte.

Im Speisezimmer stand für uns der Theetisch bereit. Als ich Agnes einlud, Platz zu nehmen und nun zum ersten Male die Pflichten der Hausfrau zu üben, zögerte sie; ein leichtes Zittern ging durch ihren schlanken Wuchs; dann trat sie an mich heran und sagte bewegt: „Dank, Oskar! wie lieb bist du! und wie reizend hast du dies alles vorbereitet!“ Sie wollte mir die Hand küssen. Ich litt es nicht und zog sie an mich, so daß sie ihr blondes Haupt an meine Brust schmiegte und so die Thränen zu verbergen suchte, die ihr von den Wimpern perlten.

Auch ich war bewegt. Ich strich ihr beruhigend mit der Hand über die seidenweiche Haarfülle und und küßte sie auf die Stirn.

„Nimm so vorlieb, Geliebte! Mein Wille war gut; nun wollen wir in diesem unserm Neste recht glücklich und zufrieden sein.“

Nur mit Anstrengung konnte ich es hervorbringen; war es eine Lüge? oder hinderte mich nur eine zufällige Verschleierung meiner Stimme?

Wir setzten uns und tranken jeder eine Tasse Thee. Von den kalten Speisen, die für uns hingestellt waren, wollte Agnes nichts nehmen; sie meinte, sie wäre noch satt vom Mahle. Ich redete ihr aber zu, wenigstens einen Bissen zu kosten, um so doch unsern Tisch einzuweihen.

„Dann von diesem schönen Landbrote,“ sagte sie und langte sich ein Schnittlein dunklen Brodes, das sie ohne Butter noch sonstige Zuthat langsam verzehrte.

Nach dem Thee begaben wir uns in mein Zimmer.

„Nun mußt Du es Dir aber bequem machen, Oskar," bat meine Frau in reizender Sorglichkeit, „und, bitte, bitte, zünde Dir Deine Cigarre an."

Ich that, wie sie wünschte. Als ich mir eine Cigarre aus der bereit gestellten Kiste genommen und angebrannt hatte, verabschiedete ich mich, um in meinem Schlafzimmer den Frack abzulegen und in einen neuen Hausrock zu schlüpfen. Ich hörte bald darauf nebenan meine Frau mit dem Hausmädchen sprechen; offenbar kleidete auch sie sich um und hatte sich dazu der Hilfe des Mädchens versichert.

Ich war schon längere Zeit vorn in meinem Zimmer und mit der Lesung der Abendzeitung beschäftigt, als Agnes in einem kleidsamen Hausanzuge wieder zu mir hereinkam.

„Aber, Geliebte," sagte ich überrascht, „Du hast ja noch einmal volle Toilette gemacht — warum denn? es ist ja elf Uhr; ich denke, wir begeben uns bald zur Ruhe."

Schämig versetzte sie — und ein liebliches Rot blühte in ihrem fein geschnittenen Kinderantlitz auf —:

„Ich darf mich doch im Zimmer meines Herrn und Gebieters nicht im Negligé zeigen."

Wir plauderten noch eine Weile, während ich die Hälfte meiner Cigarre rauchte; dann warf ich den Rest derselben in den Ofen, nahm die brennende Lampe in die Hand und sagte:

„Laß uns schlafen gehen. Du wirst von den Anstrengungen des heutigen Tages müde genug sein."

„Ach ja, Oskar, ich fühle mich wirklich ein wenig angegriffen." Es klang wie ein versteckter Anruf an meine Großmut.

„Nun, dann komm; du wirst ungewiegt schlafen."

Wir durchschritten das Speisezimmer, in dem ich die ausgelöschte Lampe aus der Hand stellte, und betraten den noch erhellten Gang, an dem die beiden Schlafstuben lagen.

Vor der Thür zu ihrer Schlafstube machte ich Halt.

„Hier ist Dein Reich, Geliebte. Schlafe recht süß und träume von Deinem Gatten, der für Dich beten wird.“ Ich küßte ihr wieder die Stirn.

Sie sah mich, wie von einem Alp befreit dankbar an und huschte dann nach einem herzlichen: „Gute Nacht, Oskar!“ in ihr Zimmer.

Als ich das meine betreten hatte und mich entkleidete, hörte ich, wie sie nebenan noch umherkramte.

„Du liegst ja noch nicht“, rief ich mit erhobener Stimme.

„Du ja auch noch nicht. Weißt Du, Oskar, ich bin so eine halbe alte Jungfer; ich muß mir erst alles für den nächsten Morgen zurecht legen, ehe ich mich zur Ruhe begeben kann.“ Sie schien ihren vollen Mut wieder gefunden zu haben.

„Gott segne Dich!“ rief ich noch einmal zurück.

„Gott segne Dich!“ tönte das Echo.

Dann wurde es still.

Nach einer Viertelstunde war ich in festen Schlaf gesunken, aus dem ich erst spät am andern Morgen erwachte.

VI.

Herrscht wirklich das Gesetz des Unsinns im Haushalte der Menschheit? Ich will es nicht entscheiden; wenn es auch für meinen besonderen Fall damals in der That zuzutreffen schien. Glauben Sie, daß ich am andern Morgen, als ich mit meiner jungen Frau das erste gemeinschaftliche Frühstück einnahm und sie mit ihrem kleidsamen Morgenhäubchen, thaufrisch wie eine Heckenrose, mir am gedeckten Tische gegenüber saß, glauben Sie, daß ich da etwa ein Hochgefühl der Befriedigung hatte, wie es doch jedem die Brust schwellen muß, der einen Sieg über sich selbst errungen hat? Ich kam mir im

Gegenteil wie ein wortbrüchiger, elender Feigling vor, und wagte kaum in das unbefangene Geplauder meines jungen Weibes mit einzustimmen. Von heimlichen Selbstvorwürfen gequält, schaute ich auf meinen Teller und nur verstohlen wagte ich ab und zu das Antlitz zu erheben, um zu spähen, ob in den Mienen meines Gegenübers nicht etwas von Enttäuschung oder Niedergeschlagenheit zu lesen wäre. So rächt sich die mißhandelte Natur an dem Narren, der durch Frevel an ihrer Herrlichkeit ein Heiliger werden will; so empört sich das Gewissen in uns gegen jede Handlung, und jede Unterlassung, die wider die Majestät und Wahrhaftigkeit der Allmutter ist.

Ich mochte mir das damals freilich noch nicht eingestehen; die Mahnungen meines Gewissens hielt ich für Regungen meiner noch nicht gänzlich ertöteten Sündhaftigkeit; nur um so standhafter wollte ich beharren, nur um so tapferer den Verlockungen des Satans widerstehen, der immer noch in meinem heißen Blute spukte. Agnes schien mir durch ihr Benehmen unzweifelhaft Recht zu geben; ich glaubte die Dankbarkeit für mein Verhalten in dem innigen Blicke ihrer blauen Augen zu lesen; sie war so zutraulich, so freundlich und lieb gegen mich, daß es eine Schmach gewesen wäre, wenn ich dieses Zutrauen getäuscht, diese Freundlichkeit für meine selbstischen Zwecke ausgebeutet hätte. Gleichwohl war ich froh, als das Frühstück beendet und für mich die Zeit herangekommen war, mich nach meiner Redaktion zu begeben.

Ich ging alle Morgen zwischen 9 und 10 Uhr dorthin und kehrte immer erst in der fünften Nachmittagsstunde wieder heim. Als ich den hochummauerten, licht- und luftarmen Hof der Zeitungsredaktion durchquerte und mir das Tosen der Rotationsmaschine aus dem Kellergeschoß entgegendrang, rief eine Stimme hinter mir!

„He, Stetter! warum denn so eilig?“

Ich schaute mich um und gewahrte Sturzbach, der mich einzuholen bestrebt war.

Ich weiß nicht, warum ich mich diesmal nicht über unsere Begegnung freute, warum ich das plötzliche Gefühl hatte, als ob mir von diesem Mann irgend ein Unheil drohte. Doch schon schämte ich mich dieser ganz unbegründeten Empfindung und zwang mich zu einem freundschaftlichen Handdruck, mit dem ich ihn heimlich um Verzeihung bat.

„Nun, Sie Glücklicher," hob er halb scherzhaft an, indem er mir forschend in die Augen sah, „Sie sind wohl noch betäubt vom Qualm der Hymenäus-Fackeln? Mein Gott! warum blicken Sie denn so verlegen? Ah! Ich merke schon, Sie haben die Wahrheit des Dichterwortes auch an sich erfahren: „naturam expellas furca, tamen usque recurret"; auch Sie haben gedacht, daß alle Theorie grau sei, doch grün des Lebens goldner Baum. Nun, fürchten Sie keine Strafpredigt! Ich erteile Ihnen Absolution; nicht jeder vermag es, dem allgemeinen grünen Weide-Glück der Herde zu entsagen; Schwachheit, dein Name ist Mann."

Mich ärgerte seine Indiskretion; noch mehr aber der Verdacht, den er gegen mich aussprach. Doch ich suchte ihn zu entschuldigen; ich sagte mir: er ist dein Freund; dem Freunde steht Offenheit wohl an. Und so erwiderte ich denn der Wahrheit gemäß:

„Sie irren, Sturzbach; ich bin meinen heiligsten Überzeugungen treu geblieben, und ich denke, ich werde dies auch fernerhin thun."

Er sah mich groß an, dann packte er fast leidenschaftlich meine Hand und preßte sie, daß sie mich schmerzte:

„Was Napoleon von Goethe gesagt hat, das, Doktor, sage ich mit noch weit größerem Rechte von Ihnen: voilà un homme!"

Wir waren inzwischen die enge, steinerne Treppe emporgestiegen und trennten uns nun mit einem

gegenseitigen „Guten Morgen!", um uns nach unsern Arbeitszimmern zu begeben.

Diese Vertrautheit eines dritten mit einer ganz allein mich und mein Weib betreffenden, allerintimsten Angelegenheit war mir — ich kann es nicht leugnen — doch in hohem Grade unleidlich; sie ließ sich aber nicht mehr aus der Welt schaffen; ich hatte um Sturzbachs Freundschaft geradezu geworben, und wenn er nun mit dem Rechte des Freundes auch Dinge berührte, die sonst für fremde Personen ein Noli-me-tangere sind, so konnte ich darin nur einen neuen Beweis seiner Aufrichtigkeit und seiner Teilnahme an meinem seelischen Wohlergehen sehen. Es söhnte mich auch wieder mit ihm aus, daß, als er uns in den nächsten Tagen einen Besuch machte, er meiner Frau so ehrfurchtsvoll und zurückhaltend, und doch wieder so zuvorkommend und verbindlich begegnete, daß sich sein Ruf als liebenswürdiger und taktvoller Gesellschafter auch in diesem Fall glänzend bewährte. Wenn auch ein feiger Verbrecher häufig seiner That nicht gewachsen ist, indem er sie verkleinert und verleumdet, so soll doch der edle Mensch stets den Mut der vollen Durchführung seiner Grundsätze haben: ich durfte meinen moralischen Wert als willenskräftiger Mensch nicht dadurch herabsetzen, daß ich einem kleinlichen Übelwollen gegen den Freund nachgab. So war ich denn herzlicher wie je gegen Sturzbach und bat ihn, uns an den Abenden, an denen er nichts Besseres vorhätte, mit seinen Besuchen zu erfreuen.

Er kam dieser Einladung auch sehr bald und dann in regelmäßiger Folge nach und gab sich bei uns stets den Anschein eines Musikliebhabers, weil er glauben mochte, daß er als solcher uns doppelt willkommen wäre, da ich selbst ein begeisterter Verehrer der Musik bin und meine Frau eine seelenvolle und zu seltener technischer Fertigkeit herangebildete Clavierspielerin war. Agnes gab daher,

wenn Sturzbach bei uns war, faſt immer einen Ohrenſchmaus zum beſten, indem ſie ein Mendelsſohn'ſches „Lied ohne Worte", eine Beethoven'ſche Sonate oder ein Chopin'ſches Notturno vortrug. Ich muß hier gleich bemerken, daß ich nicht etwa die Muſik für mein entſetzliches Schickſal verantwortlich mache; im Gegentheil, die Muſik erhellte mir endlich blitzähnlich den dunklen Irrpfad, den ich wandelte, und ſie wäre mir auch der Erlöſer geworden, der mir das Paradies der wahren Liebe doch noch erſchloſſen hätte, wenn mich nicht eines Tages jener Schurke durch ſeine heuchleriſche Niedertracht um alle Beſinnung gebracht und zu einem Verbrechen hingeriſſen hätte, das mich nur noch weiter hinausſtieß in die Nacht des Elends und der Verzweiflung. Der Held der „Kreutzer-Sonate" iſt ein Barbar, er ſteht noch auf einem kunſtfeindlichen, aſiatiſchen Standpunkt, wenn er behauptet, daß die gemeinſame Beſchäftigung mit der Muſik nur den Treubruch in unſerer Geſellſchaft vorbereite. Schon damals, als ich jenes unſelige Buch zum erſten Male las, machte ich zu der Bemerkung: „Es iſt etwas Schreckliches um die Muſik!" ein dickes blaues Fragezeichen an den Rand. Wenn Poſdniſchew frägt: „Was iſt die Muſik? was bezweckt ſie?" ſo erinnert er mich an jenen Profeſſor der Mathematik, der, als man ihm eine hinreißende Dichtung vorgeleſen hatte, ſtumpf und verſtändnislos fragte: „Was ſoll damit bewieſen werden?" Iſt es nicht eine ganz ungeheuerliche Behauptung, daß uns die Muſik den eigenen Seelenzuſtand vergeſſen mache und uns in einen andern, fremden Seelenzuſtand hinübertrage? Es läßt ſich ja allerdings nicht leugnen, daß dieſe mächtigſte und am unmittelbarſten wirkende Kunſt ähnliche Gefühle in uns auslöſt, wie ſie den Komponiſten bei Erſchaffung ſeines Werkes beherrſcht haben mögen; wir werden, wenn wir überhaupt Ohren zum Hören und ein Herz zum Empfinden haben, bei einem muntern Trinkliede ſehr

wahrscheinlich nicht weinen und bei einem ergreifenden Trauermarsche gewiß keine Lachanwandlungen verspüren; aber — und das ist der Kernpunkt der Sache — wir legen in das, was wir hören, doch immer nur unsere eigenen Gefühle hinein, wir werden durchaus nicht ausgetauscht, wir bleiben, was wir sind, und unsere Art, zu empfinden und zu denken, unser Charakter, wird nie und nimmermehr verändert. Es ist, wie bei dem Anblick einer schönen Gegend: jeder sieht sie verschieden, d. h. individuell, und jeder erfaßt nur diejenige Seite des Anblicks, die seiner eigenen Natur und Veranlagung am meisten entgegenkommt.

Jener Russe will nur erlauben, daß Musik bei besonders wichtigen und bedeutsamen Verhältnissen gemacht werde, damit eine That, die dieser Musik entspricht, sich mit ihr verbinden könne; wenn aber Musik nicht im Zusammenhang mit einer bestimmten Handlung stehe, dann soll sie, seiner Ansicht nach, nur aufregend wirken, ohne unsern Gefühlen eine positive Richtung zu geben. Was sind das doch für banausische Anschauungen! Die Kunst soll also einem ganz bestimmten, außer ihr liegenden Zwecke dienen, und nicht mehr Selbstzweck sein? Gott bewahre mich vor solch trivialer, ketzerischer Auffassung! Dann kommt man freilich zu den Verirrungen eines Posdnischew, der ohne weiteres erklärt: „In China ist die Musik Staatssache, und so muß es sein!“ Nein! so muß es nicht sein! Gegen dieses Chinesentum der Musik wird ein Deutscher so lange Einspruch erheben, als ihm Gott zwei gesunde Ohren und ein normal empfindendes Herz beläßt. Die Musik — ich rede hier von wirklicher Musik, nicht von dem tönenden Geräusch der Stümper und handwerksmäßigen Kapellmeister — die Musik wirkt immer und in jedem einzelnen Falle erhebend, veredelnd, befreiend, sie giebt unsern Gefühlen allemal eine positive Richtung, die Richtung nach oben, zu dem

Urquell des Lichtes, der Schönheit und der Wahrheit, sie erzeugt in jedem, auch dem stumpfesten Hörer, eine mehr oder minder starke sittliche Katharsis, eine Reinigung der Seele von den Schlacken des Irdischen, eine Läuterung derselben zur Gotteskindschaft. Musik ist Religion; sie ist ein Gottesdienst. Wer freilich fluchbeladen und in sündhafter Verhärtung in einen Tempel tritt, der wird dadurch nicht schon fromm, und wer mit einer verbrecherisch entarteten Seele Musik hört, der hört sie eben nicht recht und bleibt der Schurke, der er bisher war. Nie aber kann wahre Musik einen reinen Menschen zur Sünde treiben, eine Unschuld zu Fall bringen; eher könnte ein Sünder durch Musik bekehrt und zur Reue getrieben werden.

Ich mußte das vorausschicken, damit Sie mich nicht falsch verstehen, damit Sie nicht meinen, ich wollte etwa, wie Posdnischew, der Musik die Schuld an dem Unheil geben, das mich ereilte.

Wir musizierten also an den Abenden unseres Zusammenseins, d. h. Agnes trug irgend ein Clavierstück vor, und Sturzbach und ich bildeten die Zuhörerschaft. Ich saß dann gewöhnlich auf einem Divan, der nicht fern von dem Flügel stand, und von dem aus ich den Blondkopf meiner Frau zeitweise neben dem Notenpulte hervortauchen sah. Andächtig lauschte ich ihrem schönen und innigen Spiel und wäre nicht im stande gewesen, mich durch den Dienst des Umschlagens der Notenblätter zu zerstreuen. Sturzbach, den ich an der Bereitwilligkeit, diesen Dienst zu übernehmen, schon als eine unmusikalische Natur hätte erkennen müssen — er war freilich noch etwas viel Schlimmeres — stand meistens dicht neben meiner Frau, verfolgte aufmerksam den Gang ihres Spiels im Notenhefte und bückte sich, wenn es Zeit zum Umwenden war, tief zum Pulte hinab, um seiner Pflicht nachzukommen. Heute weiß ich, daß er es nur that, um überhaupt in der Nähe meiner Frau

zu sein, um sie genauer zu betrachten, um, wenn er sich niederbeugte, ihren reinen Odem zu trinken und sich heimlich daran zu berauschen. Damals, in den ersten Wochen meiner Ehe war ich noch mit Blindheit geschlagen und sah das Verhängnis nicht, das unmittelbar vor meinen Blicken emporwuchs, um mich schließlich mit seinen Riesenarmen zu erdrosseln.

An den auf solche Musikabende folgenden Morgen schien mir meine Frau immer etwas schweigsamer und nachdenklicher; ich hielt dies für eine Folge des längeren Wachbleibens und der kleinen Mühwaltungen, die nun einmal jede Geselligkeit der Frau vom Hause aufzuerlegen pflegt. Heute begreife ich, daß dieser Zustand des Insichversunkenseins, des unbefriedigten Sehnens, des stillen Vorsichhinbrütens sie beschleichen mußte, wie er wohl jedes Eheweib ab und zu beschleicht, dem Gott die Kinder versagt hat. Die rein brüderliche Liebe, die ich meiner Frau entgegenbrachte — es war nicht einmal eine reine, selbstlose brüderliche Liebe, denn sie war beeinträchtigt durch eine starke Dosis von Ichsucht und moralischer Aufgeblasenheit — diese sogenannte brüderliche Liebe mochte meiner Frau doch nicht genügen; instinktiv mochte sie fühlen, daß immer noch eine Scheidewand zwischen uns stand, daß ich ihr etwas vorenthielt, was erst den Schlußstein im Bau eines jeden ehelichen Glückes bilden kann.

Mißverstehen Sie mich nicht! Glauben Sie nicht etwa, daß an dem eigentümlichen Wesen meines Weibes die Sinne irgend welchen Anteil hatten. Doch wem sage ich das? Sie sind ja keiner jener Hagestolzen, die ihre Freuden nur im Verkehr mit zweifelhaften Weibern finden. Sie haben selbst eine Ehegattin heimgeführt, und Sie wissen so gut, wie ich, daß die Gedanken eines sittlich-gesunden Weibes niemals in der Niederung des rein Sinnlichen weilen.

Was sich aber jedes echte Weib bewußt oder unbewußt wünscht, was ihr von Geburt an als das

Süßeste und Begehrenswerteste, erst dunkel und unbestimmt und mit der Zeit immer heller und deutlicher vorschwebt, das sind — Kinder, eigene, wohlgebildete Kinder. Wie ein gesunder Obstbaum mit all seinem Blühen und Treiben nur dem einen Zwecke dient: Früchte zu bringen; wie die Rebe im Frühling Auge um Auge öffnet und Blätter und duftige Blüten hervorsprießen läßt, um sich im Herbste mit schwellenden Trauben zu schmücken; so ist es das natürliche Entwicklungsziel, die gottgewollte Bestimmung der an Leib und Seele gesunden Ehefrau, daß sie Kindern das Leben gebe. Auch meine Agnes sehnte sich nach Kindern, und ich war der Thor, der heillos verblendete, der das nicht erkannte, der diese erhabene Bestimmung des Weibes in unbegreiflicher Verirrung der sittlichen Triebe übersehen und mißachten konnte.

Mit welchem Wuste niederträchtigster Verläumdungen des Weibes und seiner Mutterliebe hatte mir jener Posdnischew die Seele vergiftet! meine Vernunft war förmlich eingeschläfert; ich verstand nicht das Herrlichste und Verehrungswürdigste, was es auf Erden giebt, und grauenhaft schrecklich sollte das Erwachen aus dieser meiner Narkose sein. Wenn jener Russe schlankweg behauptet, — nicht etwa nur im Hinblick auf sein eigenes, recht zweifelhaftes Weib, sondern von dem Weibe im allgemeinen — daß es in seinen Kindern nicht einen Gegenstand der Freude, des Stolzes und der Genugthuung, sondern nur der Unruhe, der Strafe und des fortwährenden Leidens sehe, so kennt er eben die Mütter nicht, so lästert er nicht nur das deutsche Weib, sondern wahrscheinlich auch das russische; denn, wenn ich auch niemals russische Mütter beobachtet habe, so viel weiß ich doch aus den Erfahrungssätzen, auf denen sich die Wissenschaft von der Natur des Menschen aufbaut, daß jedes weibliche Wesen, wenn es nicht ausnahmsweise seelisch verkrüppelt ist, sein eigenes Fleisch und Blut lieb hat. Posdnischew wagt es, von den Weibern

zu sagen, daß sie keine Kinder haben wollen, um nicht für deren Leben und Gesundheit zittern zu müssen; er klagt sie andererseits einer falschen, „unmenschlichen" Liebe zu jenen Kindern an, die ihnen dennoch geschenkt werden, und stellt ihnen das Huhn, die Gans, die Wölfin als Beispiel auf. Er versteigt sich zu der lügnerischen Behauptung, daß sich eine Mutter nur selten mit Gefahr ihres eigenen Lebens z. B. auf einen Elephanten stürzen würde, um ihm ihr Kind zu entreißen, während sich doch jede Sperlingsmutter zu gleichem Zwecke mutig einem Hunde entgegen werfe und ihr Leben aufs Spiel setze. Ich hatte alle diese, jeder Anthropologie ins Antlitz schlagenden Verunglimpfungen noch als unverheirateter Mann gelesen und sie gutgläubig hingenommen; die völlige Grundlosigkeit derselben hätte ich aber schon erkennen müssen, als ich zum ersten Male Zeuge war, wie mein Weib ein fremdes Kind herzte und küßte.

Es wohnte nämlich über uns ein Beamter, der von seinem jungen und tüchtigen Weibe vier blühende Kinder hatte. Oh, noch sehe ich das Glück dieser braven Leute, noch den Sonnenschein, der lachend von ihnen ausstrahlte! Das älteste der Kinder war ein vielleicht fünfjähriges Mädchen, namens Helene, mit einem klugen, sinnigen Gesicht und prachtvollem, dunkelblondem Gelock; der vierjährige Kurt wurde „Putt" gerufen, da er selber seinen Namen so zu verstümmeln pflegte; dann kam ein noch nicht dreijähriger drolliger Bube, Heini, und das Nesthäkchen war ein prächtiges Baby, namens Bill. Nie in meinem Leben hatte ich frischere, reizendere Kinder gesehen, und so fand ich es auch ganz begreiflich, daß meine Frau an ihnen besondere Freude hatte und in den Stunden meiner geschäftlichen Abwesenheit gern nach dem obern Stockwerk hinaufhuschte, um mit der holden Kinderschar zu spielen.

Einmal — es war an einem sonnenheitern Maitage — kam ich eine Stunde früher als gewöhnlich

aus der Redaktion nach Hause und fand meine Frau nicht anwesend. Als ich mir im Schlafzimmer die Hände wusch, hörte ich durch das offene Fenster jauchzende Kinderstimmen vom Hofe heraufschallen. Ich trat an die Fensterbrüstung und schaute hinab. Der Hofraum war zur Hälfte in einen kleinen Schmuckgarten verwandelt, der ein paar Blumenbeete und einen Springbrunnen mit ziemlich schwindsüchtigem Wasserstrahle enthielt. Meine Frau kauerte am Rande des Wasserbeckens auf einer Fußbank und hatte den kleinen Heini auf ihrem Schoße, während Helene und Putt im Sande des Gartenweges spielten und dabei von einem Kindermädchen, das den schlummernden Bill auf den Armen trug, beaufsichtigt wurden. Oh, mein Gott! welch ein holdseliges und doch auch mich tief bewegendes Bild bot diese Gruppe meines Weibes mit dem prachtvollen, nur in einem kurzen weißen Kittel steckenden Buben. Wie innig guckte ihm Agnes in die Augen, wie zärtlich küßte sie ihm die prallen Wangen; wie ausgelassen strampelte der kleine Kerl mit seinen nackten Beinchen, wie dankbar und zutraulich streckte er sein Ärmchen nach der freundlichen Tante aus! Mir kam die Erinnerung an die Madonna mit dem Jesuskinde. Die ganze Poesie aller Zeiten, die bildende Kunst auf den Höhen ihrer Entwickelung hat nichts Schöneres, nichts Holdseligeres und Ergreifenderes zu schaffen gewußt, als die Mutter mit ihrem Kinde. Da saß mein Weib — sie ahnte nicht, daß ich schon zurück war und sie beobachtete, — und herzte und liebkoste ein fremdes Kind mit einer Innigkeit und Glut, als ob es ihr eigenes wäre; ein solcher seliger Glanz, ein so rührender und verklärender Zauber hatte noch nie auf ihrem Antlitz gelegen! Können Sie begreifen, daß ich mir wie ein Missethäter vorkam? daß sich unwillkürlich meine Hände zusammenkrampften, und ich schmerzlich die Lippen auf einander preßte? Ach, und wenn Sie Agnes gesehen hätten, wie sie dem Knaben, als er

dem Rufe seiner Schwester folgend, von ihrem Schoße hinunterkletterte und auf sich drollig überhastenden Beinchen davoneilte, wie sie ihm wehmütig nachblickte, fast bestürzt, daß ihr nun das flüchtige Glück schon wieder geraubt war, Sie würden meine asketische Theorie als einen verbrecherischen Wahn verflucht und nicht länger gezweifelt haben, daß es die heiligste und unveräußerlichste Pflicht des Gatten ist, mit seinem Weibe auch ein Leib zu werden. Auch mir ging damals eine Ahnung von dieser Pflicht auf; schon wollte ich hinuntergehen und meinem Weibe das Bekenntnis meiner sündhaften Thorheit und den Entschluß zu einem neuen Leben reuevoll ins Ohr flüstern, als ich die Korridorklingel hörte, und mir gleich darauf der Besuch Sturzbachs gemeldet wurde.

Ich empfing ihn in meinem Arbeitszimmer. Er mochte die tiefe Bewegung, die mich noch durchzitterte, von meinem Antlitz ablesen, denn er fragte mit der Miene teilnehmender Besorgnis:

„Sind Sie nicht glücklich, Doktor?“

Da brach es los; alles, was ich schon seit Wochen auf dem Herzen hatte, all meine Zweifel, meine Selbstvorwürfe, meine qualvolle Unsicherheit, bekannte ich ihm.

Er hörte mich ruhig und geduldig an; dann lächelte er ein wenig mitleidig und sagte langsam und im Tone einer gewissen Überlegenheit:

„Was Sie mir da sagen, ist mir nichts neues; ich habe es am eigenen Leibe durchgemacht und weiß aus Erfahrung, daß man nur nach blutigen Kämpfen zu hohen Zielen gelangen kann. Ich habe diese Kämpfe nicht gescheut; tapfer habe ich sie durchgekämpft und mir Qualen auferlegt, von denen Sie vielleicht kaum eine Ahnung haben. Es ist mir gelungen, und als Sieger bin ich aus der Fehde gegen mich selbst hervorgegangen. Wenn Sie aber fühlen, daß Sie zu schwach sind, daß die Aufgabe Ihre Kräfte übersteigt, warum peinigen Sie sich länger? Lassen

Sie doch den Hochmut fahren, ein höherer Menſch ſein zu wollen, und begnügen Sie ſich mit dem Loſe des Herdenmenſchen — Ihre Frau wird es Ihnen verzeihen; ein Weib, das liebt, duldet alles."

Ich, Narr, merkte die Abſicht nicht, die ſich in dieſen Worten verbarg; ich ſah den Pferdefuß nicht, der unter dem Lichtgewande, mit dem ſich der Heuchler drapierte, hervorguckte. Er hatte wirklich etwas von jenen „zauberhaften Unfaßbaren und Unausſprechlichen", von jenen Nietzſcheſchen „zum Siege und zur Verführung vorherbeſtimmten Rätſelmenſchen", denen man verfällt, wie der Vogel der Klapperſchlange. Er wußte mit teufliſchem Geſchick meinen erlahmenden Ehrgeiz wieder aufzuſtacheln; er ſprach von der Niedrigkeit und Halbtier-Armut der Durchſchnittsſeelen und von der hohen, wunderbaren Befriedigung, die ein Menſch gewinne, der ſich Gleichgiltigkeit und Bildſäulen-Kälte gegen die hitzige Narrheit der Affekte anerzogen habe. Schon im Beginn ſeiner Rede hatte er mich unſchlüſſig gemacht, und als wir endlich aufſtanden und er mir die Hand drückte, wie um Verzeihung bittend, daß er ſo offen und rückhaltlos zu mir geſprochen hatte, da war ich gänzlich überwunden und mehr als je überzeugt, daß ich trotz der unverkennbaren Niedergeſchlagenheit meines Weibes auf dem von mir erwählten Wege ſtandhaft zu beharren hätte.

Ich lud ihn ein, noch zu bleiben und die Herauf-kunft meiner Gattin abzuwarten; aber er hatte es diesmal eilig: morgen wollte er wiederkommen; heute hätte er noch unaufſchiebbare Geſchäfte. So verabſchiedete er ſich denn und ließ mich allein zurück.

Als Agnes bald darauf zu mir ins Zimmer trat, warf ich ihr ärgerlich vor, daß ſie ſich viel zu viel mit den Braun'ſchen Kindern abgäbe — ob ihr denn die eigene Häuslichkeit nicht genug Anlaß zur Bethätigung böte? Es war das erſte mal, daß ich ſo mit ihr ſprach.

Sie sah mich ganz erschrocken an; ihre Sanftmut und sich stets unterordnende Liebenswürdigkeit war aber so unzerstörbar, daß sie kein Wort der Abwehr oder gar des Vorwurfs fand; sie bat mich vielmehr um Verzeihung und versprach, meinen Wünschen nachzukommen. Ich fühlte mich durch diese ihre Haltung so beschämt, daß ich bei dem nun folgenden Mittagsmahle nur wenig sprach und gleich nach dem Essen ausging, um nicht länger mit ihr zusammen zu sein.

Als ich am Abende jenes Tages erst in der elften Stunde wieder heimkehrte — ich hatte mich in einem unserer Theater grausam gelangweilt — berichtete sie mir, daß Sturzbach da gewesen wäre und eine Stunde auf mich gewartet hätte. Er hatte mir zwar erst für den nächsten Tag sein Wiederkommen in Aussicht gestellt; ich fand aber in dieser Änderung seines Vorhabens nichts Auffälliges und fragte, nur um etwas zu sagen:

„Was habt Ihr denn so lange getrieben?"

„Ich habe ihm etwas vorgespielt," gab sie unbefangen zur Antwort."

VII.

Die frischere Luft, die jetzt plötzlich in den Wagen strömte, und der hellere und verstärkte Schall, den der donnernde Zug erzeugte, belehrten mich, daß wir über eine Brücke fuhren. Ich schaute durchs offene Fenster und erkannte eine seeähnliche Ausbuchtung der Havel. Wir hatten noch nicht lange wieder festes Erdreich unter uns, als der sich aufs neue verändernde Schall der sich drehenden Räder unsern Übergang über eine zweite Brücke anzeigte. Das wiederholte sich noch mehrere Male, bis wir endlich in den Bahnhof Potsdam einliefen.

Mein Reisegefährte, dessen Antlitz sich vom lebhaften Sprechen tiefer gerötet hatte, zog hastig ein Kursbuch aus der Tasche und blätterte darin; dann

ſtand er eilig auf, ergriff Stock und Regenſchirm und wollte ſich verabſchieden:

„Ich verlaſſe dieſen Zug; er hält vor Berlin nicht mehr an.“

„Oh! das thut mir ſehr leid; Berlin iſt leider mein Reiſeziel. Doch halt! ich könnte ja auch den Zug wechſeln;“ ſagte ich, kurz entſchloſſen, indem ich aufſtand, „dann würden Sie mir das Ende Ihrer Geſchichte gewiß nicht vorenthalten.“

„So kommen Sie mit. In wenigen Minuten geht ein Lokalzug nach Berlin ab; den wollen wir benutzen; ich kann dann unterwegs ausſteigen.“

Wir hatten beide den Zug verlaſſen, der bald weiter dampfte, und ſchritten nun neben einander auf dem Bahnſteige auf und ab.

Ein ſchlicht gekleideter Mann von kleinbürgerlicher Haltung, der neben uns aus einem Wagen dritter Klaſſe ausgeſtiegen war, verblieb ebenfalls auf dem Bahnſteige, und es kam mir ſo vor, als ob er meinen Begleiter unausgeſetzt, aber in möglichſt unauffälliger Weiſe, im Auge behielte. Da er es aber vermied, ſich uns jemals zu nähern, ſondern immer in angemeſſener Entfernung von uns blieb, ſo mochte ich mich wohl getäuſcht haben; ich achtete ſeiner nicht weiter und wandte meine Aufmerkſamkeit nur noch meinem merkwürdigen Gefährten zu.

Eine Fortſetzung ſeiner Erzählung war ihm vorerſt nicht möglich, denn uns umwogte eine laute Menge, die auf die nächſten in verſchiedenen Richtungen abgehenden Züge wartete. Es war immer noch heiß und ſtaubig, wenngleich die Schatten ſchon länger geworden waren, und der Abend mit ſeiner Abkühlung bald hereinbrechen mußte.

Endlich hatten wir in einem Wagen des Lokalzuges einander gegenüber Platz genommen und blieben auch auf meine vorher an den Schaffner gerichtete dringende Bitte von der Mitanweſenheit anderer Perſonen verſchont. Ich dankte meinem guten Glücke,

daß ich nun doch noch erfahren sollte, was es eigentlich mit der Mordthat meines Reisegefährten auf sich hatte.

„Sie hatten Ihrer Frau den zu häufigen Verkehr mit den Braunschen Kindern untersagt," hob ich erwartungsvoll an, indem ich so dem Gedächtnis meines zerstreuten Gegenübers zu Hilfe zu kommen suchte.

„Nicht gerade untersagt;" fiel er berichtigend ein, „ich hatte mich nur beklagt, daß sie mit der kleinen Gesellschaft lieber zusammen zu sein schien, als mit mir, ihrem eigenen Gatten. Es mag Ihnen ja recht unglaublich klingen, aber ich war, um es rund heraus zu sagen, eifersüchtig auf jene Kinder."

Er nickte energisch mit dem Kopfe, wie um jeden etwaigen Zweifel von meiner Seite zu entkräftigen, und dabei bohrte er seine stechenden Blicke durch die Gläser seiner Brille in meine Augen.

„Wissen Sie, was Eifersucht ist, mein Herr?" fuhr er fast heftig fort, „wissen Sie es? Wenn Sie selbst noch keine Eifersucht gefühlt haben, dann haben Sie keine Ahnung von dieser mit Pech und Schwefel geheizten Hölle, in die uns der Satan unserer eigenen Verblendung zu stoßen weiß. Auch Posdnischew spricht von Eifersucht — er will sie jenem Geiger Truchatschewsky gegenüber empfunden haben — Du lieber Gott! als ob der plumpe Russe, der mit einem so wenig weiblichen Wesen ehelich zusammengeschmiedet war, jemals wirkliche, Herz und Hirn versengende Eifersucht kennen gelernt hätte! als ob es sich bei ihm *gelohnt* hätte, überhaupt eifersüchtig zu sein auf ein Weib, das er gelegentlich roh beschimpfte, und dem er drohen konnte, er würde es totschlagen wie einen Hund! Meine Agnes war im Vergleiche mit jener flachen, herzlosen Russin ein anbetungswürdiges Geschöpf, eine Heilige, ein lichter Engel Gottes aus dem Paradiese! Und was für tolle Behauptungen dieser Posdnischew aufstellt!

Eiferſucht ſoll bei Eheleuten, die moraliſch ſo tief geſunken ſind, daß ſie Kinder haben, gar nicht ausbleiben können? Ha, ha, ha! Iſt ſo etwas erhört? Hofft dieſer Prophet denn wirklich, Narren zu finden, die ihm das glauben, und die auch dem von ihm zwar nicht ausgeſprochenen, aber doch handgreiflich angedeuteten Schluſſe beiſtimmen, daß die rein geſchwiſterliche Liebe das einzige Mittel gegen die Eiferſucht ſei? Der kindiſche Schwätzer! ich hätte ihm gewünſcht, in meiner Haut zu ſtecken. Ich lebte mit meinem Weibe wie ein Mönch, und dennoch zerfraß mir die Ätzſäure der Eiferſucht Hirn und Eingeweide!

Sie war ein gehorſames, ein mit Freuden folgſames Weib und beſchränkte nun ihre Beſuche der Braun'ſchen Familie ſo weit, wie dies nur irgend möglich war. Sie konnte aber nicht verhindern, daß Frau Braun mit ihrem Kinderſegen manchmal zu ihr herunter kam, und dann entſchädigte ſie ſich für die erlittenen Entbehrungen durch um ſo ſtürmiſchere Liebkoſungen, mit denen ſie beſonders den kleinen Heini überſchüttete. Ich ſelbſt fand Wohlgefallen an dieſem Buben und zürnte mir im Stillen, daß ich ihr die Freude, den ſüßen Bengel zu herzen, nicht gönnen wollte; aber ich wußte recht gut, daß dieſe Mißgunſt nur in dem uneingeſtandenen Schuldbewußtſein wurzelte, daß ich mein Weib um die Erfüllung der Hoffnung, auch einmal einen ſolchen Buben als ihr eigen auf dem Schooße zu halten, in feiger Ichſucht betrog.

Ich hatte freilich auch Momente, wo ich mir wahrhaft groß und männlich und heldenhaft vorkam, wo ich mich zu berauſchen ſuchte an dem Triumphgefühl des Siegers, wo ich in eitler Selbſtbeſpiegelung ſchwelgte und ein ganz beſonderes Recht auf die Anerkennung und Huld der ewigen Gewalten zu beſitzen wähnte. Dann hielt ich das unnatürliche Verhältnis, in dem ich mit meinem Weibe beharrte, für das einzig

natürliche und gesunde und hoffte von der Zukunft, daß auch meinem Weibe die Einsicht kommen würde, wie wir den allein richtigen Pfad wandelten; auch ihr mußte der Wunsch nach dem Besitze von Kindern zuletzt als eine Thorheit, als ein letztes Aufflackern sündhafter Begierde, erscheinen.

So verging uns das erste Jahr der Ehe, und statt des von mir erhofften, immer innigeren Zusammenlebens hatte sich vielmehr eine gewisse Entfremdung zwischen uns eingeschlichen, die ich mir anfangs zwar nicht zugeben wollte, die sich aber gelegentlich doch ganz unleugbar geltend machte.

Schon öfters hatte ich meine Frau mit leicht geröteten Augenliedern vorgefunden, wenn ich einmal vorzeitig von meiner Redaktion zurückkehrte.

„Du hast geweint," sagte ich ihr dann auf den Kopf zu. „Warum?"

Sie suchte mir gewöhnlich zu entschlüpfen, indem sie sich zu einem Lächeln zwang und mich möglichst unbefangen anblickte. Die vergossenen Thränen in Abrede zu stellen, wagte sie aber nicht; dazu war sie zu wahrheitsliebend; einer Lüge hätte sie sich niemals schuldig machen können.

Wenn ich nun beharrte und durchaus die Ursache ihrer Thränen erfahren wollte, dann hing sie sich beschämt und verwirrt an meinen Hals und bat mich unter schmeichelnden Liebkosungen, sie doch nicht so zu quälen. Im warmen Hauche ihres reinen Odems schmolz dann das Erz meiner Strenge zu einem weichen Brei zusammen, und ich gab es auf, ihr länger mit Fragen lästig zu fallen; ja, ich zog mich scheu und ängstlich von ihr zurück, um meinen Vorsätzen nicht ungetreu zu werden und mich nicht zur Erwiderung ihrer Küsse hinreißen zu lassen denn ich kannte das Wort: wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um.

Eines Abends — es war im Spätherbste, und der Äquinoktialsturm heulte um die Giebel der

Häuser — kam ich in der fünften Stunde heim und fand mein Weib bei schon angezündeter Lampe in meinem Zimmer vor einem Buche sitzen. Als ich unerwartet die Thürschwelle vom Korridor her überschritt, blickte sie erschrocken auf und suchte dann das Buch zu verbergen; offenbar war sie so vertieft in das Lesen gewesen, daß sie meine Zurückkunft überhört hatte.

„Was studierst Du denn da?“ fragte ich mißtrauisch und erhaschte mit schnellen Griffe das Buch, das sie gerade unter ihrer römischen Schürze verschwinden lassen wollte.

Sie ließ es widerstandslos fahren und stammelte verlegen:

„Es gehört Frau Braun . . . ich habe es mir geliehen . . . der kleine Bill oben ist krank, und da wollte ich nachsehen, ob und wie man ihm helfen kann.“

Ich hatte das Titelblatt aufgeschlagen und las:

„Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege. Von F. A. von Ammon. 26. Auflage.“

Erst war ich verblüfft; dann wollte sich in mir etwas wie Rührung und Mitleid regen; schließlich aber siegte mein eiserner Wille, und ich versetzte in ernstem Tadel:

„Gieb Dich doch mit solchen Büchern nicht ab! Das paßt sich nicht! das ist keine Lektüre für eine anständige Frau!“

Da flammte sie aber auf:

„Keine Lektüre für eine anständige Frau? Oskar, ich bitte Dich! Frau Braun ist eine anständige Frau, und ich wußte nicht, daß ich das nicht lesen darf, was ihr von ihrem eigenen Gatten geschenkt worden ist.“

„Frau Braun hat Kinder; da mögen solche Bücher eine traurige Notwendigkeit sein. Du, Gott sei Dank, bedarfst derselben nicht.“

„Weil ich keine Kinder habe? Oskar, soll das ein Vorwurf sein?“

„Nein, ein Lob, eine Anerkennung, eine Heiligsprechung für uns beide.“

„Das verstehe ich nicht,“ gab sie ehrlich zurück. Sie kämpfte mit sich selbst und schien nicht den Mut zu finden, allem, was ihr im Sinne lag, auch Worte zu leihen. Endlich schmiegte sie sich, wie um meinen Blicken auszuweichen, an mich und zwang sich zu der rückhaltlosen Frage: „Oskar! warum verachtest Du mich? Bin ich Dir zuwider?“

Ein paar heiße Thränen perlten von ihren langen Wimpern auf meine Hand herab.

Ich strich ihr begütigend über den blonden Scheitel.

„Wie kannst du nur so sprechen? Du mir zuwider? Ich liebe Dich ja über alles, mehr als mein Leben!“

Sie schüttelte ungläubig den Kopf und schluchzte: „Nein Oskar, du liebst mich nicht!“

„Aber, Kind, was sind das für Thorheiten! wie kommst du auf so unbegründete, so gänzlich unerklärliche Zweifel?“

„Herr Braun oben, der liebt seine Frau . . . aber Du, Oskar . . .? Brauns haben vier Kinder als Unterpfänder ihrer Liebe . . . aber wir? Du magst mich nicht.“ Und heftiger wurde ihr Schluchzen, so daß ihr schlanker Körper in meinen Armen krampfhaft erbebte.

Mir lief es abwechselnd kalt und heiß durch die Adern. Ich zog sie neben mich auf den Divan und versuchte sie mit den Anschauungen, die mir geläufig waren, bekannt zu machen.

Es wurde mir wahrlich sauer, ihr die sittliche Notwendigkeit der Pflege einer rein geschwisterlichen Liebe zwischen Ehegatten zu beweisen, ihr solche Liebe als den erhabensten Beruf des intellektuell auf-

geklärten und nach höchster sittlicher Vollendung strebenden Menschen darzustellen; ich scheute mich beinahe, einem unschuldigen Weibe gegenüber die Tiefen dieses schwierigen und heiklen Problems aufzudecken. Aber wie groß war meine Überraschung, als ich bemerkte, daß mich Agnes nicht nur vollkommen verstand, sondern auch ganz unbefangen auf dieses Thema einging.

Damals hätte ich schon erkennen müssen, daß dem Reinen alles rein ist, und daß ein edles Weib durch seinen natürlichen Instinkt auch nimmermehr in falsche Bahnen und zu verwerflichen Handlungen getrieben werden kann. Wo ich mich mit unklaren und mystischen Phrasen herumquälte, da schnitt sie alle Weiterungen durch die klare Bezeichnung der umschriebenen Sache ab und kam immer wieder auf den Kernpunkt zurück: warum in aller Welt ich denn nicht wünschte, daß sie mir Kinder schenkte? Sie wüßte ganz bestimmt, daß sie keine schlechtere Mutter sein würde, als die beneidenswerte Frau Braun.

Ich wurde endlich ungeduldig:

„Mit euch Weibern kann man nichts Abstraktes verhandeln; euch ist die Logik ein böhmisches Dorf. Ich frage Dich, Agnes, zum letzten Male: willst Du durchaus ein gefallenes Weib werden, wie, leider, alle die Millionen anderer entarteter Weiber, oder willst Du rein und heilig bleiben und das Himmelreich schon hienieden ererben als meine Schwester in Gott dem Herrn?“

Da stutzte sie und demütig beugte sie ihr eben noch so stolzes Haupt:

„Ich möchte meinem Gott nicht minder gefallen, als Dir, meinem angetrauten Gatten.“ Sie hauchte es nur und legte entsagungsbereit ihre Wange an meine Schulter.

„Dann laß uns auch fortan so weiter leben, wie wir bisher gelebt haben, mein teures Weib!“

Ich küßte ihr die schöne Stirn und glaubte, sie überzeugt und den Sonnenschein wieder in mein Haus gebannt zu haben.

Ach! wie furchtbar sollte ich enttäuscht werden!"

VIII.

„Das zweite Jahr unserer Ehe hatte begonnen; ich kann aber nicht behaupten, daß unser Glück noch im Wachsen begriffen gewesen wäre.

Ich quälte mich übermenschlich, um meinen Grundsätzen treu zu bleiben, denn was da Posdinschew faselt, daß es nur auf eine kurze Zeit des Kampfes ankomme, und daß schon nach den ersten glücklichen Siegen über unser heißes Blut uns die Selbstüberwindung zur Gewohnheit werde, ist eine durchaus hinfällige Theorie; bei stumpfen, greisenhaften Menschen mag sie vielleicht zutreffen, bei jungen, lebenstrotzenden Geschöpfen aber wird sie ununterbrochen durch das revolutionäre Verhalten der noch nicht erschöpften Natur Lügen gestraft. Ich quälte mich übermenschlich, und mein Leben in dieser Scheinehe war nicht nur eine schändliche Lüge, sondern auch eine fortgesetzte martervolle Versuchung, eine dumpfe Trauer um die Blüte meines Weibes, die ich nicht zur Entwicklung kommen lassen, sondern zum vorzeitigen Verwelken verdammen wollte, eine immer wieder mein Hirn zerwühlende Unsicherheit, ob ich nicht statt des Heiligen, der ich sein wollte, nur ein eitler Betrüger, ein selbstsüchtiger feiger Narr wäre.

Wenn Agnes einmal einen Herrenbesuch mit mir zusammen empfangen mußte, — es kamen gelegentlich Schriftsteller zu mir, die mit mir wegen des Angebotes ihrer Manuskripte zu unterhandeln wünschten — dann bemerkte ich nicht ohne Schmerz, wie ihr längere Gespräche immer lästiger zu werden schienen; meist stand sie, von Unruhe getrieben, bald wieder auf, um den Gästen ein Bildchen, ein Photogramm,

ein neues Buch herbeizuholen oder ihn zur genaueren Betrachtung irgend eines neuen Zimmergerätes aufzufordern. Überhaupt legte sie jetzt einen übertriebenen Wert auf die Einrichtung unserer Wohnung; sie suchte alle Ecken und Winkel mit Consolen und Blumen und bunten Fächern und Schirmen zu schmücken und war unausgesetzt darauf aus, irgend eine Modenarrheit, die sie in den Salons anderer Frauen gesehen hatte, in ihrem eigenen Salon nachzumachen. Auch zeigte sie den Gästen gern unsere sämmtlichen Zimmer, die sie äußerst sauber und in peinlichster Ordnung zu erhalten wußte.

Ich gestattete mir einmal eine spöttische Bemerkung über diese ihre Vorliebe.

„Verarge mir das nicht, Oskar;“ gab sie offen zur Antwort, „andere Frauen zeigen ihre Kinder; ich muß schon, wenn ich meine Eitelkeit ein wenig befriedigen will, mit der geschmackvollen Einrichtung unserer Wohnung Staat zu machen suchen.“

Mir schnitt dieses Bekenntnis ins Herz, aber es verwundete auch meine Eigenliebe und reizte mich zu einer unfreundlichen Erwiderung, so daß ihr Thränen ins Auge traten.

Sturzbach kam jetzt regelmäßig an drei Abenden in der Woche zu uns; er teilte dann unser einfaches Mahl und erzählte von der Reise um die Welt, die er seit einiger Zeit plante und im kommenden Spätherbste antreten wollte; seine Mitarbeiterschaft an unserer Zeitung hatte er längst aufgegeben. Agnes hörte ihm aufmerksam zu; offenbar fand sie an seinem frischen, unterhaltenden Wesen Gefallen. Ich hatte kein Arg dabei und ließ beide im Salon, wo der Flügel stand, oft allein, um noch in meinem Zimmer irgend eine dringende Arbeit zu erledigen. Ich hörte dann nebenan das gedämpfte Klavierspiel meiner Frau, dem Sturzbach stets ein dankbarer Zuhörer war.

An einem dieser Abende, als Sturzbach uns eben verlassen hatte, setzte sich meine Frau mit der unver-

kennbarer Absicht eines Anliegens neben mich auf den Divan und sagte etwas unsicher:

„Oskar, ich habe eine Bitte an Dich."

„Was wünschest Du, Agnes?"

Sie zögerte einen Moment, dann stieß sie fast gewaltsam hervor:

„Du darfst mich nie wieder mit Sturzbach allein lassen."

„Warum? hat er es an der schuldigen Ehrfurcht gegen Dich fehlen lassen? war er dreist? hat er sich gegen dich vergangen? Mein Gott, so rede doch!"

„Wie Du gleich aufbrausest! Wenn Du so heftig bist, dann benimmst Du mir allen Mut, Dir das zu sagen, was mich bedrückt. Sturzbach hat nichts verschuldet, rein gar nichts; er war so höflich und ehrerbietig, wie immer, gegen mich. Aber ich, Oskar, ich bin die Schuldige . . . mich selbst klage ich an . . . ich fürchte mich vor mir selber, wenn ich allein mit ihm zusammen bin; ich kann mich dann des Gedankens nicht erwehren, daß er der Mann wäre, der . . . der . . ."

„Nun, warum stockst Du? Heraus damit!"

„Der eine Frau glücklich machen würde."

„Wie so?"

„Weil er sich Kinder wünschen würde."

Ich lachte höhnisch auf:

„Er? Sturzbach? Ha, ha, ha! Da sieht man, wie wenig ihr Weiber die Männer kennt! Nein, mein Kind, da bist Du gründlich auf dem Holzwege. Oder sollte er" — ein letztes Mal zuckte das Mißtrauen in mir auf — „Dir wirklich Veranlassung zu solcher Schätzung gegeben haben? wie? ich erwarte, daß Du mir nichts verschweigest."

„Ich verschweige Dir nichts; ich wiederhole, daß ihn kein Vorwurf trifft. Ich kann mich nur selber anklagen, und ich flüchte mich zu Dir, meinem Gatten; Du bist mein natürlicher Beschützer . . . beschütze Du mich vor mir selber!"

Ihr Haupt lag bebend an meiner Bruſt, und die Thränen rannen ihr über die Wangen.

Ich war tief erſchüttert. Sie, das reine, keuſche, edle Weib war eines plumpen Fehltrittes durchaus unfähig. Um eine Thatſünde konnte es ſich nicht handeln; aber daß ſie ſich einer Gedankenſünde beſchuldigte, das war immerhin ein ſchmerzlicher Schlag für mein ſtolzes Selbſtbewußtſein. Ich genügte ihr alſo nicht mehr; ich war nicht mehr der irdiſche Gott, den ſie allein verehrte; ſie hatte einen Nebengott gefunden, zu dem ſie in unerlaubtem Verlangen heimlich aufblickte. Aber war dies denn denkbar? Wie konnte in den Sinn dieſes jungfräulichen Weibes, das wie ein Genius der Unſchuld und der opferfreudigſten Hingabe in meinem Hauſe ſchaltete, überhaupt der Gedanke an eine Untreue kommen? Sie, das fromme, ſelbſtloſe Weſen, dem ja die Selbſtüberwindung viel leichter als mir, dem ſtürmiſchen Manne, werden mußte, ſie war doch wohl nur allzu ſtreng gegen ſich ſelbſt, ſie klagte ſich da wahrſcheinlich ſündhafter Anwandlungen an, die ihr thatſächlich noch nie gekommen waren, von denen ſie nur in ihrer hochgradigen Gewiſſenhaftigkeit fürchtete, daß ſie ihr einmal kommen könnten.

„Haſt Du ihm niemals Grund zu der Vermutung gegeben, daß Du ihn dem eigenen Gatten vorziehen könnteſt?“

Vorwurfsvoll ſchlug ſie die noch bethauten Wimpern zu mir auf:

„Oskar! wie kannſt Du ſo fragen? ſteht nicht der Schwur der Treue, den ich Dir geſchworen, wie eine eherne Scheidewand zwiſchen mir und ihm? Aber Du ſollſt mich ſchützen vor meinen eigenen Gedanken: ich will nicht länger gequält und beunruhigt werden durch ſeine Gegenwart.“

Die Wolken des Mißtrauens ſchwanden aus meiner Seele. Ich ſtrich ihr über den Scheitel und ſagte erleichtert:

„Das sind Schrullen, mein liebes Weib, Erzeugnisse einer übertriebenen Gewissenhaftigkeit. Auch Du bist nur ein Mensch, und welche Menschenseele wird nicht einmal durch eine Vorstellung getrübt, die wie ein giftiger Schwaden aus dem sumpfigen Boden unserer irdischen Verhältnisse aufsteigt? Man kann nicht immer alle seine Gedanken ausnahmslos vom lichten, sonnenhellen Himmelsgewölbe herunter holen. Aber Du sollst Dein Vertrauen nicht weggeworfen haben;" — ich schlang meinen Arm um ihren Nacken und zog sie väterlich an mich — „ich werde Dich nie wieder mit ihm allein lassen; mit mir zusammen freilich wirst Du seine Gesellschaft noch öfters ertragen müssen, denn er ist einer meiner aufrichtigsten Freunde, und so lange er noch in Berlin weilt, kann ich ihm unmöglich mein Haus verschließen."

Wir begaben uns zur Ruhe. Ich hörte sie noch in ihrem Schlafzimmer hin und her gehen und dankte meinem Gott, daß er mir ein so treues und mir so rückhaltlos vertrauendes Weib gegeben hatte; von einer Frau, die sich freiwillig dem Gatten gegenüber auch der leisesten Verirrung unbewachter Gedanken anklagt, war irgend welche thatsächliche Untreue nicht zu befürchten; Mißtrauen gegen ein solches Geschöpf wäre eine Schmach gewesen, und so kam ich auch zu keiner rechten Eifersucht auf meinen Freund, der sicher wohl keine Ahnung hatte von dem, was zwischen mir und Agnes soeben verhandelt worden war. So erfüllte sich auch an mir das Wort: wen die Götter verderben wollen, den verblenden sie erst.

Ja, ich war verblendet, und daß ich es war, dessen klage ich die verlogene, sittlich verkommene Gesellschaft an — die Gesellschaft, die schon die Kinder mit Lug und Trug erfüllt und sie künstlich und gewaltsam zur Unsittlichkeit und zum Elende erzieht!"

„Machen Sie wirklich die Erziehung verantwortlich für die Hartnäckigkeit, mit der Sie einen falschen Weg verfolgten?" fragte ich ungläubig.

„Ja wohl! Die gänzlich verkehrte Erziehung, die mir und meiner Frau zuteil geworden, und die jedem Wesen zuteil wird, das das Unglück hat, in diese verlogene Gesellschaft hineingeboren zu werden! Ist es nicht gewissenlos, führt es nicht direkt in das heilloseste Irrsal und zu den allerverderblichsten Folgen, daß wir aus falscher Scham den Kindern alles verschleiern, was nur irgendwie mit der Entstehung und der Geburt des Menschen zusammenhängt? Der Storch hat dir ein Schwesterchen gebracht — wird dem gutgläubigen Buben vorgelogen — der Storch hat deine Mutter ins Bein gebissen und nun muß sie im Bette liegen, bis die Wunde wieder geheilt ist. — Läßt sich solche Irreführung, solcher Mißbrauch des kindlichen Vertrauens überhaupt nur entschuldigen? Wenn der Bube größer und in der Schule mit den Grundgesetzen des natürlichen Lebens bekannt gemacht wird, dann kommen ihm die Zweifel und sehr bald die Beschämungen seiner Unwissenheit durch das überlegene Wissen älterer oder reiferer Mitschüler; dann regt sich in ihm der Groll gegen die eigenen Eltern, die ihn angeführt, ihm was vorgeflunkert haben, und mit dem Vertrauen ist es nun ein für alle Mal vorbei. Und sind denn derartige Täuschungen nötig zur Erhaltung der Scham? Sie morden vielmehr die Scham, denn der Knabe muß sich nun mit dem Bewußtsein abfinden, daß er Eltern hat, welche gelegentlich lügen. Wollen Sie leugnen, daß solche Erfahrung weh thut, grausam weh? Und wie ist es denn auf dem Lande? Sieht nicht dort schon jedes Kind, wie sich die Haustiere paren? weiß nicht das kleinste Bauernmädchen, daß die Kuh mit Schmerzen ihr Kalb gebiert? würde es nicht jeden verspotten, der ihm weis machen wollte, daß etwa der Storch das Kalb aus dem Dorfweiher gefischt habe? Wenn Kinder die Vorgänge im Tierreich sehen, ohne an ihrer Unbefangenheit und Sittlichkeit Schaden zu leiden,

müssen sie denn durch die Erfahrung, daß auch der Mensch den animalischen Daseins-Bedingungen unterworfen ist, durchaus seelisch zu Grunde gerichtet werden?"

„Aber, Herr Doktor, Sie verlangen doch nicht, daß schon die unreife Jugend über solche Dinge aufgeklärt und so der Scham beraubt werde, die gerade ein Unterscheidungszeichen des Menschen von dem Tiere ist?"

„Ich bestreite, daß die Kenntnis natürlicher Vorgänge die Scham gefährdet; im Gegenteil, gerade die Unkenntnis derselben führt zur Neugier und Lüsternheit und ist viel eher geeignet, die Scham zu morden. Welch ein bejammernswertes Geschöpf ist z. B. solch eine „gut erzogene" höhere Tochter! Sie wird zu keiner andern Beschäftigung, zu keinem andern Berufe angehalten, als sich zu schmücken, die Reize ihrer Körperlichkeit zur höchsten Geltung zu bringen und so zu einem beachtenswerten Angebot auf dem Heiratsmarkte zu werden; und dabei bleibt sie durch das von ihren Erziehern beobachtete Vertuschungssystem vielleicht wirklich unwissend in Hinsicht auf alles Natürliche — (eine sündhafte Unwissenheit, die von den Müttern gern als „Kindlichkeit" gepriesen wird!) — und tritt unvorbereitet und ohne Ahnung von ihrem eigentlichen Berufe in die Ehe. Ist das nicht schändlich? nicht ein Frevel an dem zukünftigen Geschlechte? hätte Agnes eine auf Wahrhaftigkeit begründete Erziehung genossen, sie würde klar und deutlich gewußt haben, daß es des Weibes Bestimmung ist, Kindern das Leben zu geben; sie würde die Erfüllung dieser Bestimmung als ihr sittlich verbrieftes Recht kategorisch von mir gefordert haben, ohne irgend welche Einbuße an der echten, angeborenen Scham zu erleiden, die mit der falschen, künstlich anerzogenen nicht verwechselt werden darf. Die falsche Scham, die vor den natürlichen Thatsachen die Augen zumacht, lehrt uns Verstellung

und Heuchelei; die echte Scham befestigt uns trotz der vollen Kenntnis der Naturvorgänge in der Wahrhaftigkeit und Keuschheit. Ginge unsere Erziehung nicht grundsätzlich darauf aus, der Jugend alles, was mit der Fortpflanzung zusammenhängt, ängstlich zu verbergen oder durchaus falsch und albern darzustellen, die Sittlichkeit würde überall in reicherer Blüte stehen. Wie viele Mädchen fallen nur aus Unkenntnis der betreffenden Thatsachen dem gewissenlosen Verführer zum Opfer, während sie durch gründliche Belehrung und durch das offene Wort der Mutter vielleicht beharrlich auf dem Pfade der Tugend geblieben wären!"

„Ich gebe zu, daß man die Jugend, sobald sie sich der Stufe der vollen körperlichen Entwickelung nähert, vielleicht nach und nach mit der Wahrheit bekannt machen sollte."

„Nein! man soll ihr auf **keiner** Altersstufe die Wahrheit vorenthalten. Ein Mädchen kann niemals früh genug lernen, daß auch sie eines jener heiligen Gefäße ist, in dem die Zukunft der Menschheit verflossen ist; daß es für ein Weib keine höhere Bestimmung giebt, als Kindern das Leben zu schenken. Nicht daß ein unfruchtbares Weib seinen Beruf verfehlt hätte; es giebt Frauen, die, ohne eigene Kinder zu haben, doch die Blüten echter mütterlicher Liebe über die Kinder der Anverwandten, über Schwache, Arme und Leidende, kurz, über den Nächsten reichlich ausstreuen. Ehre solchen klugen, kinderlosen Frauen, die die Menschheit an Kindesstatt anzunehmen verstehen und den Schatz ihres Herzens nicht an grämliche Möpse und schnurrende Katzen vergeuden! Aber die Regel bleibt, daß ein Eheweib eigene Kinder haben soll. Wenn nur schon dem Mädchen in der Schule dies recht eindringlich zu Gemüte geführt würde! wenn ihr nur klar gemacht würde, welch unendlicher Segen in den Leiden, Opfern, Ängsten und Entbehrungen liegt, denen sich Eltern für ihre Kinder

zu unterziehen haben. Ja, Knaben und Mädchen müßten wissen, daß alle Schulerziehung nur eine Vorbereitung, nur eine Propädeutik ist, daß sich die wahre Erziehung des Menschen erst vollendet, wenn er seinerseits wiederum eigene Kinder zu erziehen hat. Docendo discimus! Dann würden alle, die nach Vollkommenheit streben, so zeitig wie möglich ein geliebtes Weib heimführen und den Allmächtigen bitten, daß er es ihnen zu einem fruchtbaren Weinstocke mache, damit auch ihrem Hause der rechte Segen nicht fehle. Und wenn jeder Mann, der begehrlich nach einem weiblichen Wesen blickt, sich immer voll bewußt wäre, daß es ihm nie anders, denn als Gattin, angehören kann, und daß die Kinder, die sie dann ihm vielleicht schenken würde, ihn einst zu segnen oder zu verdammen haben — ich meine, die Sittlichkeit würde nur gewinnen, die Opfer der Verführung würden weniger zahlreich sein.

Auch ich war als Knabe durch jenen nichtswürdigen Unterricht gegangen, der die Thatsachen der Natur aus falscher Scham verschleiert und lügnerisch entstellt; um so unentwirrbarer hatte ich mich später in die Maschen meiner sophistisch-asketischen Trugschlüsse verstrickt. Ich sah das Leiden meiner Frau und erkannte es nicht; ich wußte, was sie sich begehrte, und ich gab es ihr nicht, ich war jener Krankheit des Urteils verfallen, jener sonnenlosen „Begriffs-Gespensterei" die, wie ich heute weiß, nicht nur in Rußland grassiert, sondern auch deutsche Köpfe schwindelig machen kann.

Das Ende des Monats September war herangenaht und Sturzbach, dem ich jetzt jede Gelegenheit, mit Agnes allein zu sein, abschnitt, sagte eines Abends zu uns:

„Ich habe meine Wohnung gekündigt und muß sie am 1. Oktober räumen; der Dampfer, der mich nach Indien bringen soll, ist aber erst zehn Tage später fällig; ich weiß noch nicht, wo ich so lange bleiben werde."

„So ziehen Sie zu uns;“ schlug ich überlegungslos vor, „unser Fremdenzimmer wartet noch immer auf Besuch.“ Wir hatten im dritten Stockwerk noch eine kleine Stube, die eigentlich für einen Dienstboten bestimmt war; da meine Frau das Mädchen aber in ihrer Nähe haben wollte, so schlief es unten in einem sogenannten Hängeboden, und das Zimmer oben war verfügbar.

Der angenehm Überraschte blickte schnell nach meiner Frau, ob sie mit meinem Vorschlage einverstanden wäre; doch sie hielt ihr Antlitz über eine Stickerei geneigt und, bedächtig Stich für Stich in den Kanevas setzend, verharrte sie in Schweigen.

„Sie sind sehr freundlich, Doktor;“ versetzte Sturzbach, den Blick wieder nach mir zurückwendend, „aber ich fürchte, ich falle Ihrer Frau Gemahlin lästig.“

Es ärgerte mich, daß Agnes stumm geblieben war; eine Einladung von dem Hausherrn, die von der Hausfrau nicht unterstützt wird, ist nur eine halbe Einladung. So sagte ich etwas gereizt:

„Unser Freund erwartet auch ein Wort von Dir, Agnes; Du hast Dich so in Deine Stickelei vertieft, daß Du gar nicht gehört zu haben scheinst, was ich ihm vorschlug.“

Sie empfand die Schärfe meines Tones, hob ihr errötendes Antlitz, wie um Verzeihung bittend, gegen mich und sagte sanft:

„Herr Sturzbach weiß, daß Deine Wünsche auch die meinen sind; von lästig fallen kann gar keine Rede sein; das Zimmer steht bereit, und wenn er vorlieb nehmen will, soll er uns jederzeit willkommen sein.“

Nun erst nahm der Heuchler die Einladung an.

Ahnungslos hatte ich den Eintritt der Katastrophe beschleunigen helfen.“

IX.

Der Zug hatte schon zweimal an kleineren Stationen angehalten, ohne daß wir durch das Hinzukommen von Fahrgästen, das ich stets befürchtete, gestört worden waren.

Gespannt hing ich an dem Munde des Erzählers, der trotz seiner Neigung zu allerlei Abschweifungen nun endlich das berichten zu wollen schien, was ich ganz besonders zu erfahren wünschte. Ich wollte mich deshalb auch jeder weitern Zwischenfrage enthalten, um ihn nicht aufs neue abzulenken und mich so vielleicht doch noch um das Ende der Geschichte zu bringen, denn der Ort, wo er aussteigen wollte, mußte jeden Augenblick erreicht sein; wir hatten überhaupt nur noch zwanzig Minuten bis nach Berlin, und sein Reiseziel lag ja, wie er mir mitgeteilt hatte, schon diesseits dieser Stadt. Zu meiner Enttäuschung verstummte er jetzt aber und, in finsteres Sinnen versunken, schien er die Fortsetzung seiner Erzählung gänzlich vergessen zu wollen.

Meine Ungeduld ließ mich nicht mehr länger schweigen, ich versuchte ihm einen neuen Anstoß zu geben und fragte dringlich:

„Zog der Andere nun wirklich zu Ihnen ins Haus?“

Er schreckte empor und starrte mich verständnislos an.

Ohne ihn zu schonen, wiederholte ich die Frage:

„Ist Herr Sturzbach damals Ihrer Einladung nachgekommen?“

Jetzt schien er begriffen zu haben.

„Wenn ihn nur der Teufel lieber schon vorher geholt hätte!“ platzte er wütend heraus, „Nur zu bereitwillig kam er ihr nach! bot sie ihm doch das willkommene Mittel, seine längst gehegten verbrecherischen Absichten endlich auszuführen. Es waren sonnenhelle Herbsttage, als er bei uns wohnte — die Natur

kümmert sich nicht um unsere persönlichen Verhältnisse und lacht oft gerade am lieblichsten, wenn wir zu Grunde gehen. So lange ich täglich in der Redaktion war, hatte unser Gast freilich nur die Wahl, entweder allein auf seinem Zimmer zu bleiben oder sich in den Straßen Berlins umherzutreiben, denn Agnes hatte mir ganz bestimmt erklärt, daß sie ohne meine Mitanwesenheit ihn nie empfangen würde. Zu den Mittagsmahlzeiten stellte er sich aber immer pünktlich ein; wir speisten dann behaglich zusammen — er war ein ausgezeichneter Gesellschafter — und blieben auch während der Abende vereint, an denen Agnes, wohl nur um sich zu keinem eingehenderen Gespräche veranlaßt zu sehen, uns oft stundenlang vorspielte.

Kennen Sie die Beethoven'schen Sonaten? ja? Nun, dann kennen Sie auch die elementare Gewalt dieser Musik, die Erlösungskraft dieses überwältigenden Stimmungsausdruckes einer gottbegnadeten, keuschen, tief religiösen Künstlerseele. Meine Frau — ich kann es ohne Übertreibung sagen — trug diese Sonaten mit hinreißender Meisterschaft vor; sie hatte den reichen Gefühlsinhalt derselben tief erfaßt und wußte ihn auch durch ihr vollendetes Spiel bald in süß dahinschmelzender Andacht, bald mit stürmischer Leidenschaftlichkeit, wiederzugeben.

An einem jener Abende — der volle Mond goß sein träumerisches Licht durch die Fenster des Salons, und ich hatte das Mädchen mit der brennenden Lampe wieder hinaus geschickt — bat ich Agnes, uns die Cis-moll Sonate „quasi Fantasia" zu spielen. Ich saß auf dem Divan, von dem aus ich gerade ihren Kopf im Rahmen des Notenpultes erblicken konnte, das der ungenügenden Mondschein-Beleuchtung wegen keine Noten trug. Sturzbach, der ihr sonst immer die Notenblätter umzuwenden pflegte, stand auch diesmal gewohnheitsmäßig neben ihr; ich fand nichts Auffälliges darin und schwelgte ahnungslos im

Anhören des wundervollen Adagios, in das der unsterbliche Meister die ganze Glut seiner einst der Gräfin Julie Guicciardi gewidmeten, von dieser aber unerwiderten Gefühle hineingehaucht hat. Die geheimnisvollen Klagetöne dieses ergreifenden Liedes der Entsagung, der tiefe Seelenschmerz, der sich in den charakteristischen Nonenklängen desselben ausspricht, erschütterten mich an jenem Abend mit einer Gewalt, wie ich sie bisher noch nie empfunden hatte. Mehr und mehr wurde ich im Innersten ergriffen und aufgelöst; die düstere, schwermutvolle Nacht der Tonfärbung löschte alle Sterne am Himmel meiner Lebenshoffnungen aus. Eine ungeheure Reue überkam mich, ein verzweifelnder Ingrimm, daß auch ich entsagt hatte, der ich doch, ungleich dem großen Meister, nur die Hand hätte ausstrecken dürfen, um die blaue Wunderblume des höchsten irdischen Glückes zu pflücken. Heiße Thränen traten mir in die Augen; ich hätte aufschreien mögen in wilder Wut gegen mich selber.

Da wandelte sich die Modulation nach Dur; wie ein Hoffnungsstrahl zuckte es aus dem tiefen Dunkel der Klänge auf. Es ist, als ob der Dichter dieses Nachtstückes nicht widerstandslos im Meer seiner Schmerzen versinken will; ab und zu ermannt er sich, und hebt das Haupt aus der Flut und jauchzt einen einzigen zauberkräftigen Ton, der wie ein Lichtblitz die Nacht erhellt und uns erkennen läßt, daß es doch irgendwie noch eine Rettung giebt. Doch schon schlagen wieder die Wogen des Meeres über dem Schwimmer zusammen; es scheint, er muß doch untergehen; und auch ich, der ich die klagenden Akkorde mit weit geöffneter Seele in mich aufnahm, fühlte mich der letzten Kraft beraubt, und wie vernichtet lehnte ich in der Ecke des Divans, während die wehmütig-schmerzlichen Töne des Schlußsatzes erklangen.

Totenstille herrschte im Zimmer; geisterhaft zuckte das Mondlicht durch die Fensterscheiben. Ich

sah das Haupt meiner Frau, wie von einem Heiligenschein umleuchtet, und neben ihr stand die hohe, dunkle Gestalt Sturzbachs, dessen brandrotes Haar zu phosphoreszieren schien. Keiner von uns regte sich: Agnes gönnte sich und uns die Zeit, Sammlung für das Allegretto zu gewinnen.

Und das menuettähnliche Zwischenspiel begann, und lindernd schmeichelte sich sein Drei-Viertel-Takt in meine gebrochene Seele. Vor meinem Blicke erstanden liebliche Scenen aus meinem ersten Liebeslenze. Ich sah mein Weib als junges, übermütiges Mädchen, wie es mich im Zoologischen Garten zum ersten Male, halb schelmisch, halb zutraulich, „Herr Doktor" anredete. Ich sah sie als Braut, wie sie einst, mit hochaufgekrämpelten Aermeln aus der Waschküche kommend, mich, den Unerwarteten, vorfand und mir jauchzend an den Hals flog; ich fühlte wieder die Umstrickung von ihren Armen, und Schauer süßen Schreckens und heimlichen Begehrens rieselten durch meine Nerven. Hatte ich Wahnsinniger nicht etwas verachtet, um das mich Tausende gesund empfindender und denkender Männer wahrscheinlich heute noch beneideten? hatte ich ihr nicht etwas vorenthalten, das sie, das holde, blühende Geschöpf, erst wirklich zu meinem Weibe machen und ihr den heißesten aller Wünsche erfüllen konnte: den Besitz eines lebendigen Unterpfandes unserer Liebe?

Doch was sah ich da? Machte nicht Sturzbach, jetzt, da das Allegretto verklungen war, eine heimliche Handbewegung nach ihr hin, als gälte es, wie sonst, ein Notenblatt umzuwenden? Oder hatte ich mich getäuscht? Der Flügel schnitt die unteren Hälften ihrer beiden Gestalten für meine Blicke ab; ich konnte nur den Kopf meiner Frau und den Oberkörper des neben ihr im Schatten des Fensterpfeilers Stehenden erkennen. Es kam mir vor, als ob sie leicht mit dem Kopfe schüttelte; doch er wiederholte die Armbewegung . . . drückte er ihr heimlich die Hand? oder steckte er

ihr verstohlen etwas zu? Ich wollte aufstehen und näher hinzutreten; doch ich schämte mich plötzlich meines Mißtrauens und blieb wie angewurzelt auf meinem Platze. Die mächtige Erregung, in die ich durch das Anhören der Musik geraten war, war wohl nur der Grund, daß mich eine Sinnestäuschung genarrt hatte. Agnes saß schon wieder unbeweglich vor dem Flügel und schien Kraft zu sammeln für das Presto. Wie konnte ich auch nur einen Augenblick an ihr zweifeln, an ihr, die jede Musik so andächtig trieb, wie einen Gottesdienst? im Angesichte Gottes trügt und täuscht man nicht; ich allein war der Unselige, der die Feierstunde dieses Gottesdienstes mit so schmählichem Verdachte entweihte!

So verharrte ich denn in meiner Divan-Ecke, um dem Seelensturme, den das eben begonnene Presto agitato zu entfesseln hatte, mit voller Aufmerksamkeit zu lauschen. Sie kennen diesen letzten Teil der Cis-moll Sonate? Nun, so wird es Sie nicht überraschen, daß er diesmal wie ein Orkan alle meine bisher so mühsam behaupteten Grundsätze über den Haufen wirbelte. Es war eine tief schmerzliche, aber auch erlösende und hellste Erkenntnis bringende Operation, die das scharfe Messer dieser wilden und empörten Harmonieen an mir, dem Staarblinden, endlich vollzog! Ich lernte plötzlich und wie mit einem Zauberschlage wieder sehen. Ich erkannte das schmähliche Verbrechen, das ich, ein feiger und jämmerlicher Thor, an der Majestät der Natur bisher verübt hatte. Die Dämonen, die aus dem Hexenkessel dieser durcheinander brausenden und sich überstürzenden Modulationen emporsteigen, schienen mich alle teuflisch anzugrinsen und mich wegen meiner selbstmörderischen Askese zu verspotten; ich hätte die Qual dieser moralischen Zerfleischung, dieser gänzlichen Niederlage meines stolz geblähten Ichs, nicht länger ertragen, ich wäre aufgesprungen und hätte den Mann, der da neben meinem Weibe stand, und der mich in meinem

Irrsal nur immer noch bestärkt hatte, vielleicht mit zürnender Faust gepackt und zur Verantwortung gezogen, wenn nicht das zweite Hauptmotiv des Presto eben eingesetzt und wie linderndes Oel die empörten Wogen meiner Seele geglättet hätte. Ich lauschte, wie ein zur Hölle Hinabgestoßener lauscht, wenn ihm ein Engel des Lichtes Erlösung verkündet, und als nun gar der befreiende Humor aus jener unvergleichlichen A-dur-Stelle hervorblitzte, da erfüllte mich die beseligende Zuversicht, daß es ja nur von meinem Willen abhing, mit einer nichtswürdigen Vergangenheit zu brechen und ein neues, naturgemäßes, Gott wohlgefälliges Leben, ein wirkliches Eheleben, mit meinem geliebten Weibe zu beginnen. Und als der Sturm des Presto vertobt war, da hatte sich in mir auch jene sittliche Läuterung vollzogen, die jedes echte Kunstwerk hervorbringt: ich eilte zum Flügel, ich schlang meinen Arm um den Nacken meiner Frau, beugte mich zu ihr nieder und küßte sie in Gegenwart des wohl etwas verblüfft dreinschauenden Hausfreundes innig auf die Lippen.

„Das hast du meisterhaft gespielt, Geliebte! Dank, tausend Dank!“

Durch mein ungewohntes Benehmen und durch die Wärme meines Dankes schien sie so überrascht, daß sie keine Worte fand; nur mit selig aufglänzenden Augen blickte sie zu mir empor.

„Es ist spät geworden;“ sagte Sturzbach, dem es unleidlich sein mochte, Zeuge meiner Zärtlichkeit zu sein, „gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich mich zurückziehe. Noch im Traume werde ich in dem Hochgenusse schwelgen, den Sie uns heute Abend bereitet haben.“

Sie schien seine Worte nur mit halbem Ohre vernommen zu haben und nickte ihm zerstreut einen kurzen Abschied zu.

Er schritt nach dem Nebenzimmer, nahm das dort für ihn allabendlich bereit stehende Licht und

begab sich durch den Korridor nach dem Treppenhause, um nach seinem Zimmer im dritten Stockwerk emporzusteigen.

Mir war die befremdliche Kühle, mit der ihn Agnes entlassen hatte, doch aufgefallen — war das etwa nur Verstellung? barg sich dahinter vielleicht eine um so heißere Glut? ein um so unverbrüchlicheres Einverständnis?

Ich zog Agnes nach meiner Stube, wo die Lampe brannte, und sah ihr prüfend in die Augen. Ohne jeden Zwang ertrug sie meinen inquisitorischen Blick. Nein, diese unschuldigen blauen Sterne, aus denen nur die holdeste Überraschung und die zagende Ahnung eines nahenden Glückes schimmerte, konnten nicht trügen. Wiederum beugte ich mich zu ihr nieder und küßte ihr den süßen Kelch der Lippen, vor dem ich bisher, wie vor einem Giftbecher, ängstlich geflohen war. Diesmal erwiderte sie meinen Kuß, indem sie sanft entgegendrückte. Ein Feuersturm jagte durch meine Adern; ein Rausch des Entzückens machte mich taumeln. Oh! ich Thor! welche Seligkeit hatte ich bisher entbehrt! Ich führte sie zum Sofa, setzte mich neben sie und lehnte mein Haupt an ihren Busen, indem ich so vermied, sie anzusehen.

„Agnes! kannst Du mir vergeben?"

„Was hätte ich Dir zu vergeben, Geliebter?„

„Daß ich Dich bis heut so schnöde vernachlässigt habe."

Statt aller Antwort küßte sie meinen Scheitel, und mit dieser stummen Liebkosung schien sie sagen zu wollen, daß sie in diesem Augenblicke vollkommen glücklich war, daß sie der Vergangenheit, in der sie entbehrt hatte, gar nicht mehr gedachte.

„Du schweigst, Geliebte?" fragte ich, nun zuversichtlicher mein Antlitz erhebend und ihr voll in die Augen blickend.

„Ich habe Dir ja nichts zu vergeben, Oskar. Jetzt bist du lieb zu mir; oh, bitte, sei es auch fernerhin! ich brauche viel Liebe, um leben zu können."

„Und das habe ich Verblendeter so lange übersehen! Aber glaube nicht, Agnes, daß es mir leicht geworden ist; es war ein schwerer, übermenschlich schwerer Kampf, den ich gegen mich selbst gekämpft habe und auch gegen dich, gegen die Lockung Deiner Reize, gegen die Zaubermacht deiner blühenden Schöne. Sieh! ich wollte ein Heiliger sein; ich wollte dich nicht in die Gefahr der Mutterschaft bringen, denn ein Weib, das einem Kinde das Leben giebt, muß ja das eigene Leben dabei wagen."

„Ach, Oskar!" rief sie und umstrickte mit beiden Armen meinen Hals, indem sie schämig ihr Antlitz an meiner Brust verbarg, „verlange ich denn etwas besseres? mit Freuden will ich jeden Augenblick mein Leben für dich opfern. Dürfte ich Dir nur den Beweis meiner Hingabe und Selbstentäußerung erbringen! Dein will ich sein, nur Dein mit Leib und Seele, nur von Dir geliebt, nur von Dir begehrt; und wenn ich dafür den Preis meines Lebens zahlen muß, ich will ihn gerne zahlen, wenn ich nur weiß, daß Du mich lieb hattest bis zum letzten Hauche!"

So sprach mein reines, mein keusches Weib, und jede Silbe dieser Worte war in Scham getaucht; ihr heißer, liebeheischender Odem war der Odem einer Heiligen. Oh, jetzt erkannte ich es: Posdnischew war ein faselnder Narr. Seine Lehre von der geschwisterlichen Liebe zwischen Ehegatten ist eine Brutalität, eine plebejische Tölpelhaftigkeit; nur der gottverlassenste Querkopf oder die erhabene Narrheit eines entweltlichten Himmelsstürmers konnte dies übersehen. Auch für das Herz des verranntesten und selbstsüchtigsten Menschen kommt einmal die Stunde, da alles Starre in ihm im Feuerstrom eines erwachenden, naturgemäßen Affektes zusammenschmilzt, und aus der flüssigen Glut der Silberblick wahrer,

vorbehaltloser Liebe zauberhaft aufglänzt. Auch mir war diese Stunde nun gekommen; ich wußte, daß, wenn ich dieses Wesen, das so hingegeben an meinem Herzen ruhte und nur mein sein wollte, auch wirklich zu meinem Weibe machte, — daß ich dann nicht nur die höchste irdische Wonne erfahren, sondern auch der höchsten Pflicht der Selbstentäußerung genügen würde; denn der edle, klar erkennende Mann, der sich seiner sittlichen Pflichten voll bewußt ist, erniedrigt nimmer sein Weib zum bloßen Genußmittel: er weiß, daß ihm das Mysterium der Liebe eine ungeheure Verantwortung auferlegt, daß er sich dem Wesen, das diesem Mysterium vielleicht entsprießt, zu opfern haben wird als liebevoller, selbstloser Erzieher, Schützer und Berater. Und so empfindet auch das echte Weib; sie giebt sich dem Manne hin, um die Pflichten der Mutterschaft auf sich zu nehmen; sie adelt diese natürliche Hingabe durch das Opfer, das sie mit ihrem ganzen seelischen Selbst darbringt. Wer ein Eheweib sein eigen nennt, der heiligt sich und sein Weib zu einer der verantwortungsreichsten Aufgaben des Menschengeschlechtes: zur Bildung neuer Menschen. Der höchste Beruf des Weibes — so hat ein Dichter mit Recht gesagt — ist, einen Gott zu gebären.

Mit dieser mir aufs neue zurückgewonnenen und — ich fühlte es — nun unverlierbaren Erkenntnis war ich auch sofort ein neuer Mensch geworden. Ich zog die Geliebte an meine Brust und hauchte ihr fast feierlich ins Ohr:

„Du sollst mein sein mit Leib und Seele . . . von heute an soll es anders zwischen uns werden, mein süßes, mein tapfres Weib!"

Sie erbebte in seligen Schauern, indem sie sich fester an mich schmiegte. Da streifte meine zufällig an ihrem Kleide niedergleitende Hand einen Gegenstand in ihrer Tasche, der wie starres Papier knisterte.

„Was hast Du denn da?“ fragte ich ahnungslos.

„Ach, Oskar . . .“ stammelte sie verlegen und erschrocken, „ich fand ja noch keine Zeit, es Dir zu sagen; ich zögerte immer noch, weil ich fürchtete, euch unheilbar zu entzweien und dich am Ende in Gefahr zu bringen . . .“

Sie stockte. Ein fürchterlicher Verdacht schoß mir durchs Hirn. War das, was ich vorhin am Flügel bemerkt zu haben glaubte, doch keine Täuschung meiner Sinne, sondern grauenvolle Wirklichkeit gewesen?

„Was verbirgst Du mir?“ rief ich heftig, „so zeige doch her!“ Ich griff in ihre Tasche und zog ein noch ungeöffnetes Briefchen hervor.

Sie machte keinen Versuch, es mir wieder abzunehmen. Im Gegenteil, sie riet mir, es zu lesen, indem sie ruhig sagte:

„Siehe selbst, was er mir schreibt. Er wollte es mir am Flügel zustecken, ich nahm es nicht und schüttelte unwillig mit dem Kopfe. Erst wie er es mir aufs neue in die Hand schob, verbarg ich es aus Furcht, Du könntest durch eine Fortsetzung meiner Weigerung endlich aufmerksam werden und mich selbst am Ende falsch beurteilen . . . glaube mir, ich gab ihm keine Veranlassung dazu.“

Ich hatte den Umschlag, der ohne Aufschrift war, aufgerissen und hielt nun eine Karte aus steifem Papier in der bebenden Hand. Ein Nebel verdichtete sich, noch ehe ich gelesen hatte, vor meinen Augen, denn ich wußte, das, was ich erfahren würde, war der Schrecken, der Blitzstrahl aus heiterm Himmel.

Ich habe die unselige Karte so oft noch hinterher gelesen, daß ich ihren Wortlaut auswendig weiß.

„Teuerste, angebetete Frau!“ so schrieb der schurkische Hausfreund an die Gattin seines Wirtes, „in wenigen Tagen reise ich ab — vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Erfüllen Sie die Bitte eines Scheidenden, seine letzte Bitte: kommen Sie im Laufe

dieſer Nacht nur auf einen flüchtigen Augenblick zu mir herauf. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihr Vertrauen in keiner Weiſe mißbrauchen werde; meine Thür wird unverſchloſſen ſein. Oskar in ſeiner thörichten Eiferſucht läßt uns ja nie mehr allein, und ſo ſehe ich keinen andern Weg, wie ich Ihnen vor meinem Scheiden noch anvertrauen ſoll, was ich auf dem Herzen habe. Es iſt hochwichtig für uns beide, entſcheidend für unſere ganze Zukunft, für unſer Wohl und Wehe; ich muß Sie ohne Zeugen ſprechen. Ewig Ihr wahrer und Sie, wie eine Heilige, verehrender Freund und Diener St.“

So lauteten die Worte, die dieſes verräteriſche Ungeheuer an meine Frau zu ſchreiben wagte!

Purpurrote Ringe drehten ſich wie Feuerräder vor meinen Augen; wohin ich blickte, ich ſah nur Blut, ein wallendes, wogendes Blutmeer.

Ich ſtieß einen unartikulirten Ton aus und ſtürzte nach meinem Schreibtiſch. Dort lag ein ſcharfes Falzmeſſer mit ſpitzer Klinge, deſſen Griff aus geglättetem Kupfer mit einer getriebenen Fledermaus geziert war, deren zackige, über dem Kopf zuſammenſtrebende Flügel ſich an den Rand des Griffes anlegten.

Dieſes dolchähnliche Meſſer nahm ich — nicht zielbewußt, ſondern weil es mir zufällig in die Augen geriet. Ich hielt es in der Linken, weil ich mit der Rechten nach der Zündholzſchachtel langte, die neben einem Leuchter mit Wachskerze ebenfalls auf der Schreibtiſchplatte ſtand.

Ich ſteckte die Kerze an, und meine Hand wurde immer ruhiger und ſicherer; meine anfängliche Wut und Unklarheit war einer trotzigen Gelaſſenheit, dem klaren Bewußtſein gewichen, daß jetzt irgend etwas Entſcheidendes geſchehen würde.

Mit dem brennenden Lichte in der Linken, den Dolch und die Briefkarte in der Rechten, ſchritt ich

entſchloſſen durch mein Zimmer der Thür zum Corridor zu.

„Um Gotteswillen, Oskar! was haſt Du vor?“

Dieſer bange Ruf meiner Frau erinnerte mich erſt wieder an ihre Gegenwart, die ich völlig vergeſſen hatte.

„Nur ein paar Worte mit dem Schurken, dem wir Gaſtfreundſchaft gewährten, und der ſich ſo dafür bedankt hat.“

Ich reichte ihr die Karte hin, ohne dabei den Dolch fahren zu laſſen.

Sie überflog die Zeilen, und die Röte des Unwillens ſtieg ihr bis zum Stirnhaar.

„Das iſt empörend!“

„Ich denke, ja!“ gab ich zähneknirſchend zurück und war ſchon im Corridor.

„Laß Dich nicht hinreißen . . . Oskar! ich beſchwöre Dich . . .“ flehte ſie mir nach. Ich wandte mich noch einmal zurück, um den Brief des Schurken wieder an mich zu nehmen, dann ſchritt ich durch den Corridor nach dem Flur des Treppenhauſes, drückte die Thür zu meiner Wohnſtube hinter mir ins Schloß und ſtieg langſam und gleichmäßig die Stufen empor.

Im zweiten Stockwerk wohnten Brauns, die ich nicht ſtören durfte, denn es war ſchon in der zwölften Stunde, und ſie lagen ſicher ſchon in den Betten.

Auf den Zehenſpitzen ſchlich ich bei der Glasthür vorüber, die zu dem Braun'ſchen Corridor führte. Tiefe Stille herrſchte hinter dieſer Thür . . . doch nein! jetzt hörte ich das entfernte, abgedämpfte Schreien eines Kindes . . . wahrſcheinlich konnte der kleine Bill nicht ſchlafen, er quälte ſich ſchon ſeit längerer Zeit mit den Beſchwerden des Zahnens.

Nun war ich auf der Treppe zum dritten Stockwerk. Leiſe ſtieg ich Stufe um Stufe empor; ich ärgerte mich, daß ab und zu mein linker Stiefel verräteriſch knarrte. Aber ſofort verwunderte ich mich auch, warum ich mich darüber ärgerte, denn ich wollte

den, zu dem ich so vorsichtig schlich, ja gar nicht überraschen. Was wird es nun geben? fragte ich mich, und ich konnte mir diese Frage beim besten Willen nicht beantworten. Dennoch fühlte ich bestimmt, daß ich etwas Schrecklichem, Entsetzlichem entgegenging, einem Etwas, das einmal geschehen, nicht wieder ungeschehen gemacht werden konnte; daß ich mich unmittelbar vor einem Ereignisse befand, das auch die Wonnen meines so eben noch erhofften Liebesglückes für immer und ewig vernichten mußte.

Aber ich bangte nicht, noch beklagte ich mich; meine ganze Seele drängte nur diesem einen, mir noch unbekannten Ereignisse entgegen, und unaufhaltsam, wie das Verhängnis, stieg ich Stufe um Stufe in die Höhe.

Sonst war ich immer, wenn ich einmal ausnahmsweise unsere Gaststube aufsuchte, etwas kurzatmig auf dem Flur des dritten Stockwerkes angekommen; diesmal — welch' sonderbarer Widerspruch! — fühlte ich nichts von Beklemmung und Ermüdung; obgleich ich doch wußte, daß sich ein centnerschweres Schicksal an meine Fersen geheftet hatte.

In den Momenten höchster Erregung denken wir mit einer schier unbegreiflichen Geschwindigkeit; die große Welle des Denkapparates macht dann hunderttausend Umdrehungen in der Sekunde. Ich erinnere mich, daß ich noch vor der Thür zu Sturzbachs Zimmer an Posdnischew und seine alberne Behauptung dachte, daß nur der „gefallene" Mann die Eifersucht kennen soll . . . dieser dreifach verblendete Narr! ich war noch immer der Bräutigam, der Bruder meines Weibes, und mich verzehrte eine Eifersucht, die noch weit mörderischer ihre Giftzähne in mein Fleisch schlug, als die Empörung über die schamlose Frechheit des verräterischen Briefschreibers. Nein! jener russische Sittenreformator, der mich mit seinem Buche in den Sumpf gelockt hatte, war kein Auserwählter der Erkenntnis.

Und war denn meine Eifersucht etwa so unbegründet? hatte mich Agnes nicht erst vor kurzem selbst gebeten, ich möchte sie schützen und behüten vor dem verführerischen Einflusse unseres dämonischen Gastes? Sie fürchtete ihn also! Mich fürchtete sie nicht, denn ich hatte meinerseits ja immer nur Furcht vor ihr gezeigt, indem ich ihr auswich und mich vor ihren Reizen scheu und ängstlich zurückzog, um nicht schwach zu werden; ein Weib aber — sagte ich mir — das den Mann nicht mehr fürchtet, büßt diesem Manne gegenüber auch die Treue ein und wird ihn verraten, sobald der rechte Furchterreger, gebieterisch Liebe heischend, vor sie hintritt.

Als ich schon mit dem kleinen Finger der linken Hand leise an die Thür klopfte, dachte ich noch blitzschnell an ein Wort Nietzsches, mit dessen bis zum Jenseits von Gut und Böse aufstrebenden Ikarusfluge ich mich neuerdings ebenfalls bekannt gemacht hatte: „Ein Philosoph muß ein cäsarischer Züchter und Gewaltmensch der Kultur sein"; mir wollte es scheinen, als ob Nietzsche mit dieser einen Forderung recht hätte; jener russische Weltverbesserer war kein Philosoph, sondern ein ohnmächtiger Schwächling, der der jugendlichen Menschheit die tölpelhafte Abdankung von ihrem verbrieften Herrenrechte, neue Menschen zu bilden, mit einer fast lächerlichen Überhebung zuzumuten wagte.

Alle diese Gedanken und Vorstellungen wirbelten mit ungeheurer Ablaufsgeschwindigkeit durch mein Hirn. Dabei lauschte ich mit scharfem Ohre auf die etwaige Antwort auf mein behutsames Klopfen . . . und wirklich! der verliebte Schuft da drinnen ging in die Falle und flüsterte süßlich:

„Sind Sie's?"

Ich hatte die Thür einen Finger breit geöffnet, ohne mich noch zu zeigen, und von drinnen klang die liebegirrende, aber ängstlich-vorwurfsvolle Frage:

„Aber warum denn mit Licht?"

„Um dir in dein Antlitz zu leuchten, Bube!“ rief ich höhnisch und stand wie die Nemesis vor dem entsetzt Zurückprallenden.“

X.

Ich hatte das Licht auf den Waschtisch gestellt, der sich unmittelbar neben der Thür befand, und hatte das Messer mit der Rechten gefaßt. Mit der Linken hielt ich dem Bestürzten den Brief unter die Augen und stieß durch die Zähne hervor:

„Dies gab mir meine Frau, Ehrloser! erkennst du es?“

Fester umfaßte ich den Griff des Messers; ich hatte durchaus nicht die Absicht, es zu gebrauchen; ich fühlte nur die Notwendigkeit, mir ein recht drohendes und überlegenes Ansehen zu geben.

Die Stirn des Andern zog sich zusammen; mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf das Papier; seine Wangen erbleichten, um sofort wieder tief zu erröten. Doch er faßte sich schnell und sagte in ruhigem, beinahe geschäftsmäßigen Tone:

„Eine peinliche Lage für uns beide . . . ich denke, wir suchen so schnell wie möglich aus derselben herauszukommen. Was ich gethan, kann ich Angesichts dieses Schriftstücks nicht leugnen. Warum ich es that? . . . nun, man ändert gelegentlich seine Grundsätze, wenn einem irgend ein Ziel begehrenswerter erscheint, als das Festhalten an einer ins Wanken geratenen Theorie. Ob Sie das nun ehrlos nennen oder nicht, kann mir gleich sein; „gut“ ist bekanntlich nicht mehr gut, wenn es der Nachbar in den Mund nimmt, und den schlechten Geschmack, mit vielen übereinstimmen zu wollen, habe ich mir längst abgewöhnt. Eines können Sie mir freilich mit Recht vorwerfen: ich habe die Dame, an die ich diese Zeilen richtete, falsch geschätzt, vielleicht überschätzt; die Strafe für meinen Mangel an Menschenkenntnis ist nicht

ausgeblieben, und ich will sie sofort antreten, indem ich dieses gastliche Haus verlasse."

Er wollte nach dem Kleiderständer gehen, an dem sein Hut und Paletot hingen, um, wie es schien, seinen angemeldeten Fortgang gleich auszuführen.

„Halt!" rief ich gebieterisch, „so entkommen Sie mir nicht! Erst Genugthuung für den Verrat, den Sie verübten, für den Schimpf, den Sie mir angethan!" Ich war dicht vor ihn hingetreten und sprühte ihn mit zornfunkelnden Blicken an.

Kaltblütig sah er mir ins Angesicht.

„Was wollen Sie? Ich habe weder Sie beschimpft, noch ihre Gattin . . ."

„Ja wohl, Elender!" unterbrach ich ihn empört, „Sie haben mein Vertrauen gemißbraucht; Sie haben mich in meiner Narrheit bestärkt, nur um hinter meinem Rücken von der süßen Frucht naschen zu wollen, die sie sich den Anschein gaben, als eine verderbliche zu verabscheuen. Sie sind ein heuchlerischer Schurke! ein feiger, abgefeimter Spitzbube, der mit verbrecherischen Absichten in den Frieden meines Hauses eingebrochen ist! Sie sollen mir Genugthuung geben mit Ihrem Blut und Ihrem Leben."

„Bitte, sprechen Sie weniger laut!" mahnte er in unerschütterlicher Ruhe — er schien von Granit, an dem jedes beleidigende Wort wirkungslos abprallte. — „Wenn Sie die Posse eines Zweikampfes wünschen, ich stehe zu Ihrer Verfügung; ich fürchte den Tod nicht; mir liegt offenbar weit weniger am Leben, als Ihnen, der Sie, als verliebter Schäfer, jetzt die niedern Freuden der Liebe durchaus kosten zu wollen scheinen. Ich war nur immer der Ansicht, daß man durch ein Kugelloch den Ruf einer Frau viel eher zerfetzt, als heil erhält; bis jetzt ist Ihrer Gattin Ruf noch unangetastet . . . wollen Sie ihn aber in den Spalten der Berliner Zeitungen preisgeben — Sie mögen es verantworten!"

„So sollen Sie gleich hier, an Ort und Stelle, mir Genugthuung geben, ohne Zeugen, ohne einen Mitwisser dessen, was zwischen uns vorging.“

Ich kannte mich nicht mehr vor Wut; sein Gleichmut und die fast spöttische Art, in der er sprach, entflammten mich zu immer wilderer Leidenschaftlichkeit.

Mit einem kurzen Blicke prüfte er den Ausdruck meiner Mienen; dann schaute er sich, wie suchend, im Zimmer um und versetzte in höflich bedauerndem Tone:

„Es dürfte uns hier doch an Waffen fehlen . . . bestimmen Sie Zeit und Ort für morgen früh; ich werde pünktlich zur Stelle sein.“

Wieder lag ein so feiner Spott in seinen Worten, daß ich den letzten Rest von Selbstbeherrschung verlor. Ich hatte den verhängnisvollen Brief schon während unserer Auseinandersetzung in die Brusttasche gesteckt; nun legte ich blitzschnell das Messer in meine Linke, und mit der so befreiten und hoch erhobenen Rechten schlug ich ihn wuchtig auf seine linke Wange.

„Da nimm! Du Schurke!“

Er taumelte zurück; dann warf er sich mit einem tierischen Aufschrei gegen mich und suchte meine beiden Hände zu fassen:

„Wenn hier die rohe Gewalt entscheiden soll,“ keuchte er während des Ringens, „so kann ich auch noch meinen Mann stellen.“

Es war mir gelungen, das Messer wieder in die Rechte zu nehmen. Durch eine geschickte Wendung entzog ich mich seinem Griffe und, die Spitze der Waffe gegen sein Herz richtend, stürzte ich jählings wieder vorwärts. Um sich zu decken, hob er den gekrümmten linken Arm vor die Brust; dadurch lenkte er den Stoß meines Messers nach oben ab, und die stählerne Klinge traf ihn voll in die linke Seite seines Halses.

Ich sah, wie ihm das Blut über den weißen Hemdkragen und die helle Piqué-Weste quoll.

„Ich bin ermordet!“ stöhnte er auf und sank auf den Polsterstuhl, den ihm meine Frau statt eines Sofas, das uns fehlte, quer vor das Fußende des Bettes hatte stellen lassen.

„Um Gotteswillen, Oskar! was hast Du gethan?“ tönte es hinter mir.

Ich schaute mich um und gewahrte meine Frau, die mit einem brennenden Lichte in der Hand, vom Schreck versteinert, auf der Schwelle stand.

„Nun wird er keine Briefe mehr an Dich schreiben,“ versetzte ich mit erheuchelter Genugthuung und deutete auf den Sessel, auf dem sich der Verwundete sein Taschentuch, das schon über und über mit Blut getränkt war, gegen den Hals preßte.

„Er hat mich ermordet!“ klang es kläglich von seinen Lippen, „Hilfe! zu Hilfe!“

Dieser Anruf an ihre Menschlichkeit brachte Leben in die erstarrten Glieder meiner Frau. Sie stürzte zum Waschtisch, tauchte ein Handtuch in kaltes Wasser und flog dann zu dem Verletzten, um ihm beizustehen. Ich sah, wie sie sich über ihn beugte und wie er sich die Berührung von ihrer vorsichtigen Hand geduldig gefallen ließ, und aufs Neue regte sich der Dämon des Mißtrauens in meiner Seele. Wie? wenn sie nun doch im geheimen einverstanden waren? wenn sie ihm vielleicht längst gewährt hatte, um was er sie in jenem Briefe zum erstenmale zu bitten schien? Grimme Zweifel zerfleischten mein Herz . . . hätte ich ihn doch nur besser getroffen! Er starb mir viel zu langsam; ich mißgönnte ihm noch in seinen letzten Augenblicken die erleichternden Handleistungen meines Weibes.

Ich trat hinzu, berührte Agnes, die neben ihm niedergekniet war, an der Schulter und gebot:

„Laß' ihn! er bedarf Deiner nicht mehr.“

Sie drehte mir ihr Antlitz zu und strafte mich mit einem vorwurfsvollen Blicke, aus dem zu gleicher Zeit die tiefste Betrübnis und die schwerste Sorge

der Gattin — den gefährdeten Gatten zitterten. Sanft drückte sie noch einmal die kalte Kompresse gegen den Hals des Stöhnenden, dann erhob sie sich aus ihrer knieenden Stellung und umschlang mich mit beiden Armen, als könnte sie mich so beschützen.

„Du armer, armer Mann Du!“ Sie küßte mich auf die Wange. Dann sagte sie hastig und in fiebernder Angst: „Du mußt Dich in Sicherheit bringen, Oskar! Deines Bleibens kann hier nicht länger sein. Mein Gott! wohin denn nur? . . . Halt! ich hab's! Noch kannst Du den Ein-Uhr-Zug nach Potsdam erreichen . . . nimm alles Geld mit, was Du unten hast; steige in Potsdam in einem Gasthofe ab, wo man Dich nicht kennt . . . morgen früh, wenn ich das Nötigste besorgt habe, folge ich Dir nach . . . erwarte mich auf dem dortigen Bahnhofe zwischen Zehn und Elf . . . wir besprechen dann weiter, wie wir am sichersten ins Ausland gelangen. Aber eile Dich! Du darfst keine Minute verlieren! Wenn er stirbt und man fände Dich hier, barmherziger Gott, Du wärest verloren!“

Sie sprach es mit fliegendem Atem; ich fühlte, wie ihr ganzer Körper erzitterte; gewaltsam drängte sie mich zur Thür.

Wie ich die Schwelle überschritt, um ihren Rat zu befolgen, stieß ich auf Frau Braun, die durch den Lärm geweckt, heraufgestiegen war und sehen wollte, was es denn gäbe.

„Ach Gott! Frau Braun!“ klagte Agnes mit gedämpfter Stimme und mit einer Geistesgegenwart, wie sie nur einem Weibe zu Gebote steht, „welch ein Unglück! Herr Sturzbach ist schwer am Halse verwundet, und wir können gar nicht begreifen, wie das zugegangen. Wenn er sich nur nicht selbst ein Leides angethan hat . . . bitte, bitte, schaffen Sie uns schnell einen Arzt herbei! Mein Mann muß ja leider fort . . . eine dringliche Reise . . . es trifft sich zu unglücklich!“

„Ich will sofort selber gehen;“ rief die beherzte Frau, „mein Gott! das ist ja entsetzlich! Uns gegenüber wohnt der Doktor Link . . . hoffentlich ist er anwesend; ich bringe ihn gleich mit.“ Und schon huschte sie vor mir mit flinken Füßen die Treppen hinab, so daß sie schon unten im Hausflur angekommen war, als ich erst die Thür zu unserer Wohnung erreichte.

Eine dumpfe Reue über meine That begann sich in mir zu regen; jedes Gefühl von Genugthuung schwand aus meinem Herzen; vergeblich bemühte ich mich, mir zu beweisen, daß ich recht gehandelt hätte. Mit fliegender Hand schloß ich die eiserne Kassette in meinem Schreibtische auf, entnahm ihr alles, was ich an Geld und Geldeswert besaß, und steckte es zu mir. Dann versicherte ich mich des Hausschlüssels, setzte den Hut auf, hüllte mich in meinen Havelock und wandte mich zum Gehen.

Oh, wie höhnisch-grausam spielte mir das Schicksal mit, daß ich, ein flüchtiger Verbrecher jetzt aus meinem Hause schleichen mußte, da ich gerade die ersten Rosen im Garten der Liebe hatte pflücken wollen!

Behutsam tappte ich mich die dunklen Stufen hinab; da ergoß sich aus der Höhe des Treppenhauses ein lichter Schein; mich über das Geländer hinauslehnend, schaute ich empor und erkannte Agnes, die mit einem brennenden Licht in der Hand, ängstlich hinunterspähte. Ich wollte ihr etwas zurufen; aber meine Kehle war wie zugeschnürt; nur ein halb ersticktes: „Lebe wohl!“ vermochte ich mühsam hervorzustoßen; mit scharfem Ohre hatte sie es vernommen und wie von einer Engelstimme kam es von oben herab: „Gott helfe Dir!“

Ich sah und hörte nichts mehr. Als ich mich auf der einsamen Straße befand, liefen mir die Thränen über die Wangen; mir war, als ob ich aus dem Paradiese verstoßen worden wäre.

Du haſt gemordet! Dieſer eine Gedanke beherrſchte mich und tauchte immer wieder in meinem betäubten Hirn auf, als ich in einem Wagen erſter Klaſſe, der mich nach Potsdam bringen ſollte, Platz genommen hatte. Nie bisher war ich in der erſten Klaſſe gefahren; diesmal hatte ich ſie gewählt, um möglichſt allein zu bleiben. Doch ich ſollte mich gründlich getäuſcht haben. Mein Wagen-Abteil füllte ſich ſehr bald mit jungen Offizieren, die ſich munter und ausgelaſſen über das Theater und die verſchiedenen Geſellſchaften unterhielten, die ſie beſucht hatten. Ich ſtellte mich, als ob ich ſchliefe; ich ſcheute mich, mir in die Augen ſehen zu laſſen, da ich glaubte, jeder würde mir in denſelben das Verbrechen ableſen, das ich begangen hatte. Mit ſchmerzlicher Spannung aber lauſchte ich auf jede Silbe ihres harmloſen Geplauders; wenn auch vor einer Stunde erſt das Entſetzliche geſchehen war, doch erwartete ich jeden Augenblick, daß einer der jungen Herren von der ſoeben verübten Mordthat berichten würde.

In dem Gaſthofe, in dem ich in Potsdam abſtieg, war ich völlig unbekannt; man hielt mich für einen Vergnügungsreiſenden, der am andern Morgen die kaiſerlichen Parks beſichtigen wollte. Ich ließ die Leute in dieſem Glauben und beſtellte mir das Wecken ſchon zu früher Stunde.

Erſt gegen Morgen ſchlief ich ein; bis dahin hatte ich unausgeſetzt die innere Stimme vernommen: „Du haſt gemordet!“ Und ich fühlte, daß ich wahnſinnig werden würde, wenn dieſe Stimme nicht bald zum Schweigen käme. Ich ſah im Geiſte mein armes Weib, wie ſie die Fortſchaffung der Leiche des Ermordeten anordnete; er mußte längſt geſtorben ſein; ich hatte ihm ſehr wahrſcheinlich die Carotis durchſchnitten. Ob man ihr die Fabel vom Selbſtmorde unſeres Gaſtes glauben würde? Und wie mochte ſie es tragen, daß der nicht mehr lebte, vor deſſen dämoniſcher Verführungskraft ſie einſt

ängſtlich und verwirrt an meinem Herzen Schutz geſucht hatte? War ſie wirklich nicht in Liebe zu ihm entbrannt? Hatte ſie ihm nicht heimlich das geſchenkt, was ich in meiner abgeſchmackten Verranntheit ſo ſchnöde mißachtet hatte? Da war wieder das alte Mißtrauen, die immer wieder ihr Schlangenhaupt ziſchend erhebende Eiferſucht, und ſie ſpritzte mir ihr freſſendes Gift in die Wunde, die ich mit dem Mordſtahl meinem eigenen Gewiſſen geſchlagen hatte.

Mit bleiſchweren Gliedern und wüſtem Haupte fuhr ich nach kurzem, unerquicklichem Schlummer in in die Höhe. Wo war ich denn? Was war denn vorgefallen? Mühſam gewann ich meine Selbſtbeſinnung zurück und ſofort begann auch wieder jene innere Stimme erbarmungslos mir zuzuraunen: „Du haſt gemordet! Du haſt gemordet!“

Konnte ich denn auf keine Weiſe dieſe unausgeſetzte Mahnung zum Schweigen bringen? Ich ſtand von meinem Lager auf und kleidete mich mit bebenden Händen an. Zu den Gewiſſensbiſſen, die mich marterten, geſellte ſich jetzt die Furcht, die entmannende Furcht vor der irdiſchen Gerechtigkeit. War das nicht der Tritt eines Kriminal-Beamten, der ſich draußen näherte? Ich fühlte, wie mir das Herz ſtockte, als es an der Thür klopfte; auf mein banges „Herein!“ erſchien nur der Zimmerkellner mit der müßigen Frage, ob ich hier oben oder unten in der Gaſtſtube mein Frühſtück nehmen würde.

Ich hielt es in dieſer Hölle von Angſt nicht länger aus. Nachdem ich eine Taſſe Kaffee hinunter geſtürzt und meine Rechnung beglichen hatte, verließ ich das Gaſthaus und irrte durch die Straßen. Es mochte erſt acht Uhr ſein. Ich betrat den Laden eines Haarſchneiders und ließ mir mein Haupthaar ſo kurz ſcheren, daß ich mich ſelbſt kaum wiedererkannte. Dann ging ich zu einem Optikus und kaufte mir einen Naſenklemmer mit dunkelgrauen Gläſern, den ich an Stelle meiner goldgefaßten Brille

aufsetzte; ich wollte mein Äußeres möglichst verändern, um mich so vor der Festnahme durch irgend einen Polizisten sicher zu stellen.

Nach langem Umherwandern traf ich gegen Zehn auf dem Bahnhofe ein und wartete auf den nächsten von Berlin kommenden Zug. Endlich hielt er am Bahnsteige; doch Agnes hatte er nicht mitgebracht.

Enttäuscht verließ ich den Bahnhof und irrte planlos in den Anlagen desselben und auf der neuen Havelbrücke hin und her. Sie wird mit dem nächsten Zuge kommen, tröstete ich mich; wahrscheinlich ist sie mit der Bestellung des Hauses und den Zurüstungen zur Reise nicht eher fertig geworden.

Nach einer halben Stunde stand ich wieder auf dem Bahnsteige und wartete. Ein neuer Zug von Berlin lief ein; auch diesmal war die Erwartete nicht mitgekommen.

Ich wurde immer unruhiger. War ihr ein Mißgeschick begegnet? War sie am Ende verhaftet worden? Hielt man sie vielleicht der Mithelferschaft bei dem Morde für verdächtig? In qualvoller Unsicherheit überlegte ich, was zu thun wäre. Telegraphiren mochte ich ihr nicht, aus Furcht meinen Aufenthalt zu verraten; nach Berlin zurückzukehren, dazu fehlte mir ebenfalls der Mut; so mußte ich denn weiter ausharren und den bittern Kelch vergeblichen Wartens tropfenweise leeren.

Ich kaufte mir einen Taschen-Fahrplan und war nun bei der Ankunft aller von Berlin eintreffenden Züge zugegen; aus keinem derselben stieg die bang Ersehnte aus. Die Minuten jenes fürchterlichen Tages wurden mir zu Stunden, die Stunden zu Ewigkeiten. Meine Einbildungskraft stellte mir die grauenvollsten Möglichkeiten vor und ich fluchte meinem Schicksal, daß ich, wie ein gefesselter Prometheus hier durch den eisernen Zwang der Umstände festgehalten wurde und es mir unthätig mußte gefallen

lassen, daß mir der Geier der Ungeduld die Eingeweide zerfleischte.

Man fing schon an, auf mich aufmerksam zu werden. Ein Bahnbeamter hatte mich gefragt, ob ich jemanden erwartete. Doch ich bangte nicht mehr für meine Person; wenn ich nur erst Agnes wieder hatte! alles andere war mir jetzt gleichgiltig.

Werden Sie es für möglich halten, daß ich jetzt, auf der Folterbank jenes hirnzerwühlenden Harrens, noch an den bestrickenden Zauber meines Weibes, an die ganze Fülle ihrer begehrenswerten Reize dachte? Daß mich ein wildes Verlangen nach ihren Küssen und Liebkosungen verzehrte? Und wenn ich wirklich zu Grunde gehen sollte, ein einziges Mal in meinem Leben hätte ich doch gern noch diejenige mein, ganz mein genannt, die ich so schmählich hintergangen und um Zukunft und Glück betrogen hatte!

Es war Abend geworden; die Gaslaternen erhellten mit flackerndem Schein die sich in regelmäßigem Wechsel immer wieder füllende und leerende Empfangshalle. Noch bis nach Mitternacht hier zu warten, hätte ich nicht mehr vermocht; meine Kräfte waren erschöpft, meine Füße trugen mich nicht länger. Ich kaufte mir eine Fahrkarte nach Berlin und stieg in den nächsten Zug, um, gleichviel wie es ablief, an den Ort meines Verbrechens zurückzukehren.

Die Straßen des Westens der Hauptstadt waren schon wie ausgestorben; dem sonnenhellen Herbsttage war eine feuchtkalte Nacht gefolgt. Ängstlich schlug ich die Richtung nach meinem Hause ein; ich spähte nach allen Seiten, ob man mir etwa auflauerte oder nachschlich. Doch nichts Verdächtiges ließ sich sehen. Endlich stand ich vor meinem Ziele und blickte zu den Fenstern meiner Wohnung empor. Sonderbar! es war noch Licht in meinem Zimmer. Meine Frau war also anwesend. Was that sie aber in so später Stunde? unmöglich konnte sie doch jetzt noch Besuch bei sich haben.

Ich zog den Hausschlüssel hervor, öffnete die Straßenthür und erstieg geräuschlos die stichdunkle, mir aber wohlbekannte Treppe. Mit banger Hand drückte ich auf den Knopf der elektrischen Klingel; würde der schrille Klang derselben das Unheil wachrufen? Vielleicht harrten meiner da drinnen schon die Häscher; vielleicht war es ein Hinterhalt, in den ich plump hineintappte.

Das Dienstmädchen öffnete mit verstörtem Gesicht, und als sie mich erkannte, quoll es ihr wie ein Seufzer der Erleichterung von den Lippen:

„Gott sei Dank! der Herr!"

„Was giebt es denn?" fragte ich stutzend und von schlimmer Ahnung durchschauert, „wo ist meine Frau?"

„Die gnädige Frau ist . . . sehr krank . . . eben ist der Arzt fortgegangen . . . Frau Braun ist drinnen . . . sie will bei der gnädigen Frau wachen."

Ich stürzte vorwärts durch den Korridor und das erhellte Eßzimmer und stand in der Schlafstube meines Weibes.

„Agnes!" rief ich erschrocken und beugte mich tief besorgt über das glühende Gesichtchen der Fierbernden.

Sie erkannte mich nicht; sie schien mich vielmehr für den — Andern zu halten, denn sie wandte sich heftig von mir ab und stöhnte:

„Lassen Sie mich! . . . ich will es nicht . . . . geben Sie den Brief meinem Manne!"

Die Hand der Frau Braun legte sich auf meinen Arm.

„Immer diese Phantasieen! Fassen Sie sich, Herr Doktor! Der Arzt hat schon angeordnet, was zu thun ist. Ich bleibe die Nacht hier unten. Wenn es morgen nicht besser werden sollte, besorge ich eine Krankenpflegerin . . . Mut, Herr Doktor! Gott wird Ihrer lieben Frau schon durchhelfen."

„Wie ist denn das aber so schnell gekommen?" fragte ich, bis in den Grund meiner Seele erschüttert.

„Sie waren gestern Nacht gerade fortgegangen ...“

„Es war eine unaufschiebbare Reise ... ich ahnte ja gar nicht ...“

„Ich weiß, ich weiß ... sonst wären Sie ja selbstverständlich hier geblieben. Sie waren also kaum fort, als ich mit dem Arzte, den ich geholt hatte, zurückkehrte. Ich führte ihn nach oben, und da fanden wir Herrn Sturzbach, der immer noch blutend auf dem Polsterstuhle lag und zu seinen Füßen, wie leblos ausgestreckt, Ihre liebe Frau! Sie war in eine tiefe Ohnmacht gefallen ... der Schreck mußte sie überwältigt haben. Während sich nun der Arzt mit dem Verwundeten zu schaffen machte, trug ich Ihre Frau mit Hilfe unserer beiden Mädchen hinunter und brachte sie hier zu Bette. Als sie nach einer Stunde erst wieder zu sich kam, stellte sich hitziges Fieber ein, und heute den ganzen Tag hat sie im Delirium gelegen. Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind; nun wird alles wieder gut werden.“

Ich saß neben dem Bette meines Weibes und hielt ihre kleine glühende Hand in der meinen.

Die Stunden vergingen; ich merkte es nicht. Ich achtete nur auf die Kranke; ich zählte ihre keuchenden Atemzüge und beobachtete das rhythmische Heben und Senken ihrer Brust. Das süße, holde Gesichtchen auf dem weißen Linnen des jungfräulichen Lagers glich einer Rose im Schnee. Eine wilde, habgierige Angst um das Leben meiner Frau hatte mich erfaßt; ich gönnte sie keiner andern Gewalt, am allerwenigsten dem heimtückischen Schergen Tod; ich wollte sie ganz allein für mich besitzen ... sie war ja mein von Gottes- und Rechtswegen .... wer durfte sie mir rauben?

Tage vergingen; ich merkte es nicht. Frau Braun, die in rührender Selbstlosigkeit, trotz der Sorge um ihre vier Kinder, auch noch die Sorge um Agnes und mich übernommen hatte, fütterte mich gelegentlich mit einem mir aufgezwungenen Bissen, um mich

bei Kräften zu erhalten zu meinem ununterbrochenen Wachtdienste. Ich wich und wankte nicht vom Lager meines Weibes; ich blickte sie unausgesetzt an; ich harrte nur des einen Momentes, da sie mich wieder erkennen würde. Ab und zu freilich suchte sich auch ein anderer Gedanke in mir geltend zu machen: der Gedanke an den Ermordeten. Was war aus ihm geworden? wann war er gestorben? wann hatte man ihn fortgeschafft und begraben? warum verfolgte man mich nicht? hatte man meinem armen Weibe wirklich die Fabel von dem versuchten Selbstmorde des Gastes geglaubt? Ich hätte ja Frau Braun fragen können; aber eine unüberwindliche Scheu hielt mich davon ab; ich fürchtete mich, an diese Angelegenheit auch nur zu rühren, denn ich war überzeugt, daß ich mich dann als Mörder verraten würde.

So schwieg ich und fuhr fort, die Atemzüge und Pulsschläge der vom Fieber Verzehrten zu zählen und mir gewaltsam vorzureden, daß es besser mit ihr würde.

Aber es wurde nicht besser; von Tag zu Tag wurde es schlimmer; die Delirien hörten gar nicht mehr auf; ihr Körper verfiel zusehends; der heiß ersehnte Augenblick, da sie mich erkennen sollte, wollte nicht kommen; auch dieses Glückes sollte ich beraubt bleiben.

Es war ein dunkler, regenschwerer Herbsttag, da stand das Herz der betrogenen Dulderin still, und kaum wagte ich mit meiner Mörderhand ihr die erloschenen Augen zuzudrücken."

Er machte eine Pause und ich sah, wie sich ihm zwei schwere Tropfen von den Wimpern lösten und auf seine Hände niederfielen, die er wieder um den goldenen Knopf seines Stockes gefaltet hatte.

„Glauben Sie nicht, daß ich damals geweint habe!" hob er gefaßt wieder an; nur seine Stimme klang plötzlich rauh und heiser, „der Quell meiner Thränen war versiegt in der Höllenglut, die mich

durchloderte. Ein Schmerz, der noch Thränen hat, vernichtet uns nicht; ich war vernichtet. Wie ein Automat ging ich hinter dem Sarge her, den man zur Gruft trug. Ich warf ihr die drei Hände voll Erde nach und weinte nicht. Ich fuhr nach meiner Wohnung zurück, und als ich in mein verödetes Zimmer trat und zufällig einen Handschuh meines Weibes sah, den sie noch vor ihrer Erkrankung auf das Wandtischchen neben meinem Divan mochte gelegt haben, da krampfte sich mir die Brust so heftig zusammen, daß ich ersticken zu müssen wähnte; aber noch immer weinte ich nicht.

Du bist ein Doppelmörder! — sagte ich mir mit der Unbestechlichkeit des ewigen Richters, — du hast den Gast deines Hauses ermordet, und wenn er auch ein Schurke war, deine That bleibt ein Mord! du hast dein Weib getötet, nachdem du es um jede Hoffnung ihres sehnenden Herzens schnöde betrogen hattest! was willst du noch hienieden? gehe hin und mache das Maß voll: jage dir selbst eine Kugel durch den Schädel!

In der That, ich traf die Anstalten zu diesem letzten Schritte. Ich besaß einen Revolver. Ich suchte ihn aus meinem Schreibtische hervor und lud seine fünf Kammern. Aber während des Ladens wurde ich in meinem Entschluß wankend. Sollte ich hinübergehen in jenes Land, aus dem es keine Rückkehr giebt, ohne irgend eine gute That gethan zu haben, nur mit Hinterlassung von Mord und Blut und ungesühntem Frevel? Nein! ich wollte die irdischen Folgen meiner Missethaten auf mich nehmen und dadurch, daß ich mein Leben und Irren vor der Öffentlichkeit klar stellte, wenigstens für kommende Geschlechter Segen stiften. Die Welt sollte einsehen, daß mich nur die unsittliche Gesellschaft verdorben und in den Abgrund gestoßen hatte. Die grundverkehrte Erziehung, die falsche Scham, mit der man die Seele der Jugend vergiftet, die Verschleierung der

allernatürlichſten Dinge und Verhältniſſe — das waren die Faktoren, die auch meinen Sinn verwirrt und mich zur Aufnahme jener fluchwürdigen Lehre erſt fähig gemacht hatten.

Ich wollte mich den Gerichten ſtellen und öffentlich Buße thun. Ein Menſch, der den heiligen Zweck der Ehe nicht mehr begreift, der nicht mehr einſieht, daß Kinder der wahre Segen jeder Ehe ſind, weil durch ſie erſt die ſittliche Erziehung der Eltern vollendet wird; ein Menſch, der intellektuell ſo verdüſtert und ethiſch ſo herabgekommen iſt, daß er ſeine Mutter eine „gefallene“ Frau nennt, ſtatt in ihr die heilige Frau kat' exochen zu verehren — ein ſolcher Menſch gehört an den öffentlichen Pranger, damit ihn alle Welt kennen und ſich vor ſeiner niederträchtigen Lehre bewahren lerne. Durch die aktenmäßige Darſtellung meiner Miſſethaten ſollte offenbar werden, daß wir der Jugend eine falſche Scham beibringen und ſie durch die Unwiſſenheit, in der wir ſie künſtlich über natürliche und deshalb unverfängliche Dinge erhalten, gerade zur Neugier, zur Lüſternheit, zur Lüge und ſcheußlichſten Unſittlichkeit antreiben. Die wahre Scham beſteht in der Zucht und Ehrbarkeit der Gedanken, Worte und Handlungen bei voller Kenntnis der Natur und ihrer gottgewollten Forderungen; die falſche Scham ermangelt dieſer vollen Kenntnis, dafür erzeugt ſie Heuchelei, Lüge und Verſtellung und treibt gerade die Beſten zu den Verirrungen eines Poſdniſchew.

Glauben Sie nicht, daß mein Entſchluß, mich ſelber anzuklagen, auf einer falſchen Vorausſetzung meinerſeits beruhte; daß es etwa gar kein Publikum gebe, das vor der verruchten Lehre eines Tolſtoi zu bewahren ſei. Der große Haufe freilich, nun ja, der wird nach wie vor aller asketiſchen Schrullen verſtändnislos ſpotten; es giebt aber auch edle, vornehme, das Leben ernſt und ſchwer nehmende Männer, die in ihrem Gewiſſen leicht zu beunruhigen ſind, und

die gerade einer so gequälten und überspannten Auslegung, wie sie Posdnischew einem Worte der Schrift giebt, um so leichter verfallen können, je gewaltsamere Zumutungen diese Auslegung an das Fleisch und Blut des natürlichen Menschen stellt. Und gerade diese Edlen wollte ich bewahren; denn wer die Großen im Reiche des Geistes vor Verwirrung schützt, der macht sich um die gesamte Menschheit verdient."

„Und Sie stellten sich wirklich dem Gerichte?" fiel ich ihm ungeduldig ins Wort; seine Abschweifungen waren unerträglich; wenn ich dieselben noch ferner gestattete, kam ich doch noch um das Ende der Geschichte.

„Ich stellte mich," gab er dumpf zur Antwort. „Ich begab mich noch am Abende des Begräbnistages nach dem Polizei-Präsidium und beantragte meine Verhaftung, indem ich mich als Sturzbachs Mörder anklagte."

„Und man nahm Sie in Haft?"

„Leider nur auf kurze Zeit. Schon am andern Tage teilte man mir mit . . . Entschuldigen Sie, mein Herr," unterbrach er sich, „ich bin am Ziele meiner Fahrt." Ein langer Pfiff war ertönt. Er stand hastig auf und nahm Stock und Regenschirm zur Hand.

Der Zug hielt; draußen wurde der Name einer mir unbekannten Station gerufen.

Der schon in der geöffneten Wagenthür Stehende drehte sich noch einmal um und stieß wild und ingrimmig hervor:

„Unser Recht ist ebenso verrottet, wie unsere Sitte! Hätte ich das Wort der Schrift beherzigt: „Kinder sind eine Gabe des Herrn," mir wäre vieles erspart geblieben."

Er kletterte aus dem Wagen, und ich schaute ihm verblüfft nach. Doch nur einen Augenblick — dann war ich, kurz entschlossen, ebenfalls ausgestiegen, um ihm zu folgen. Mochte der Zug davonfahren! ich

würde einen späteren benutzen; aber erst mußte ich noch hören, was aus Sturzbach geworden war.

Nur wenige Menschen befanden sich auf dem kleinen Bahnhofe. Ich bemerkte wieder jenen schlicht gekleideten, kleinbürgerlichen Mann, der mir schon in Potsdam aufgefallen war; er schien dieselbe Richtung einschlagen zu wollen, in der sich meine unheimliche Reisebekanntschaft entfernte.

Noch ehe ich den lässig Davongehenden erreicht hatte, sah ich, wie er einen jüngern, elegant gekleideten Herrn, der müßig auf dem Bahnsteige stand, grüßte und von diesem höflich wiedergegrüßt wurde.

Halt! dachte ich, dieser Herr da kann dir über die Persönlichkeit deines sonderbaren Reisegefährten erst Auskunft geben.

Ich trat an ihn heran.

„Verzeihen Sie, mein Herr; ich bin ein Fremder und habe soeben eine merkwürdige Bekanntschaft gemacht." Ich deutete auf den mit Stock und Regenschirm langsam den Bahnsteig entlang Schreitenden. „Kennen Sie den Herrn Doktor Stetter?"

„Allerdings. Wünschen Sie etwas von ihm?"

„Ja und nein. Er hat mir ein Erlebnis erzählt, dessen Ende ich aber noch nicht erfahren habe. Hat er wirklich einen Mord auf dem Gewissen?"

Über das Antlitz des Gefragten flog ein halb mitleidiges Lächeln, das wie eine Bestätigung von etwas längst Erwartetem aussah. Er neigte sein Antlitz dem meinen zu und flüsterte vertraulich:

„Der Herr ist krank; Sie dürfen ihm nicht alles glauben."

Eine Ahnung ging mir auf.

„Krank?" wiederholte ich und deutete verstohlen mit dem Zeigefinger nach meiner Stirn.

Auf diese nur durch eine stumme Geberde ausgesprochene Frage erfolgte keine unmittelbare Antwort.

Ermunternd fuhr ich fort:

„Sie können dreist reden; mir gegenüber begehen Sie keine Indiskretion; ich bin Arzt und Forschungsreisender; es drängt mich lebhaft, Näheres über jenen Herrn zu erfahren."

Nun wurde der Andere mitteilsam:

„Auch ich bin Arzt und zwar einer der Assistenten an der hiesigen Heilanstalt für Nervenkranke."

„Wie heißt dieser Ort?"

„Zehlendorf."

„Zehlendorf? Ach ja! ich erinnere mich, diesen Namen schon gehört zu haben. Und der Doktor Stetter ist einer Ihrer Patienten?"

„Einer meiner interessantesten Fälle. Die Geschichte, die er Ihnen erzählt haben wird, kenne ich schon. Er erzählt sie jedem, der sie anhören will, d. h. nur dann, wenn er sich im Zustande der Erregung befindet; in den Perioden der Depression ist er verschlossen und spricht kein Sterbenswörtchen. Ein eigenartiger Fall von zirkulärem Irresein."

„So ist die ganze Geschichte nicht wahr? nur ein Wahnerzeugnis?"

„Sie ist halb Wahrheit, halb Dichtung. Jedenfalls ist der Ermordete am Leben und befindet sich gegenwärtig auf einer Reise um die Welt."

„Und Doktor Stetter hat ihm gar nichts zu Leide gethan?"

„Das ist es gerade, was man nicht genau wissen kann. Jener Herr Sturzbach hat allerdings an einer Verletzung des Sternocleidomastoïdeus längere Zeit in einem Berliner Spital gelegen; er hat dann dasselbe als geheilt entlassen und nur eine etwas schiefe Haltung des Kopfes davongetragen. Auf Befragen hat er aber erklärt, daß er in einem Anfall von Schwermut und Lebensüberdruß sich selbst diese Verletzung beigebracht habe, und daß sein Freund, der

Dr. Stetter, mit derselben in gar keinem Zusammenhang stehe. Ob es nun auch in diesem Falle heißt: „cherchez la femme!“ wer will das entscheiden?“

„Und des Doktors Gattin ist wirklich gestorben?“

„Das ist leider ein Factum, das sich nicht bestreiten läßt. Sie war eine der reizendsten Frauen Berlins; eine Schönheit, deren allzufrühes Dahinscheiden alle Welt beklagt hat. Der Verlust der Gattin ist wohl auch die Hauptursache an des Doktors Psychose.“

„Haben Sie Hoffnung, ihn zu heilen?“

Der Gefragte seufzte:

„Die Prognose ist für den Irrenarzt ein sehr heikles Ding. Bei dem in Rede stehenden Patienten wechseln Manie und Melancholie so regelmäßig ab, daß ich fürchte, es handelt sich hier um eine wirkliche Folie à double forme, die leider so gut wie gar keine Aussicht auf Heilung bietet.“

„Haben Sie Dank, Herr College. Nach dem, was Sie mir da sagen, trage ich kein Verlangen mehr, den Unglücklichen noch weiter zu behelligen. Er schien mir ohnedies sehr aufgeregt.“

„Er ist es schon seit mehreren Tagen. Ich habe ihm deshalb zu seiner kurzen Reise, die von anderer Seite dringend gewünscht wurde, einen Wärter mitgegeben.“

Wir schüttelten uns die Hände und trennten uns.

Eine erquickende Abendkühle war dem heißen Tage gefolgt. Die ersten Sterne begannen an dem wolkenfreien Firmamente aufzublitzen. Der Bahnhof hatte sich von Menschen geleert. Ich wandelte allein hin und her, um den nächsten Zug, der mich nach Berlin bringen sollte, abzuwarten, und gedachte dabei der wunderbaren Wirkung, die ein Buch manchmal zu üben vermag. Auch die „Kreutzer-Sonate“ hatte hier eine starke, verhängnisvolle Wirkung geübt, und

doch schien es mir, als ob das Werk des russischen Schriftstellers durchaus nicht zur „Kammermusik der Literatur" gehörte; das Werk des deutschen Tonsetzers, die Beethoven'sche Cis-moll-Sonate, hatte jedenfalls eine ganz andere Erlösungskraft bewiesen, als die mystische Offenbarung eines religiös verrannten und entsinnlichten Schwärmers.

Als ich wieder im Zuge saß und der Hauptstadt des deutschen Reiches entgegendampfte, die, wie ich wußte, trotz der Empfindlichkeit ihrer Geschmacksnerven eine recht erkleckliche Anzahl von „Kreutzer-Sonaten" gierig verschlungen hatte, fielen mir allerlei Parallelstellen zu dem Psalmverse ein, den mir der scheidende Doktor noch zugerufen hatte.

„Wem ein tugendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen; ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig."

„Laß sich Deinen Vater und Deine Mutter freuen, und fröhlich sein, die Dich erzeugt haben."

„Wer ein Eheweib findet, der findet etwas Gutes und bekommt Wohlgefallen vom Herrn."

Sollte die Salomonische Spruchweisheit — so dachte ich — denn heut gar kein Körnlein gesunden Salzes mehr enthalten? sollte sie dumpfig und gänzlich unbrauchbar geworden sein, und nur noch die traurige Askese eines widernatürlichen Sektirertums zur Würze des Lebens taugen?

Der Zug rollte in die große Bahnhofshalle. Das Gewoge der Hauptstadt, das mich umfing, entriß mich gewaltsam allen weiteren Betrachtungen. Aber noch in der Droschke, die mich nach dem Gasthofe brachte, faßte ich den Entschluß, das Erlebnis meiner Reise niederzuschreiben und der Öffentlichkeit zu übergeben.

Hier ist das Büchlein.

Vielleicht vermag es einigen Segen zu stiften; vielleicht enthalten die leidenschaftlich übertriebenen

Äußerungen meiner merkwürdigen Reisebekanntschaft doch hier und da einen beachtenswerten Gedankenkern, und so findet der wahrheitsgemäße Bericht eines deutschen Arztes, der seinen Gott, sein Weib und seine Kinder lieb hat, beim Publikum vielleicht ein nicht minder williges Ohr, als es das Hirngespinnst eines edlen, aber überspannten Russen gefunden hat.

Ende.

RETURN TO: CIRCULATION DEPARTMENT
198 Main Stacks

LOAN PERIOD Home Use	1	2	3
	4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS.
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date. Books may be renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW.

SENT ON ILL		
MAY 16 2006		
U.C. BERKELEY		

FORM NO. DD6
50 M 1-06

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
Berkeley, California 94720–6000

M78764 PT1885 G4C5

Gerhardt, D. von
Die cis-moll-sonate.

M78764
PT 1885
G4C5

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

YC139614

U.C. BERKELEY LIBRARIES

D3256087